This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Vet. Ger. III B. 379

Gedichte

von

C. Schulz.

Berlin,
bei Carl Friedrich Plahn.

1835.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
15 JAN 1965
OF OXFORD
LIBRARY

Inhaltsverzeichniss.

Seite.

Zueignung 1

Erster Theil.

1. Ida von Tockenburg oder die Stärke der Eifersucht . . 7
2. Der Einzug Sr. Majestät des Königs und der hochseligen Königin Louise in Berlin am 23. December 1809 . . . 26
3. Der Brand der Petrikirche in Berlin, in der Nacht vom 19. zum 20. September 1809 32
4. Die Verbannung 40
5. Karl und Wilhelm oder die Freundschaft bis in den Tod 48
6. Der bestrafte Vorwitz 51
7. Die Toleranz 55
8. Die Studentenmütze 58
9. Der Einzug unserer Preußen in Frankfurth an der Oder am 23. Januar 1809 62
10. Die Arenswalde'r Glocke 64
11. Frühlingsempfindungen 75
12. Das menschliche Leben nach den Tageszeiten 78

Zweiter Theil.

1. Frühlingslied 83
2. Morgenlied eines Landmanns 85
3. Lob der Arbeit 87
4. Lied zu Anfang des Frühlings 88
5. Hymnus an die Gottheit 90
6. Preis der Tugend 91
7. Sehnsucht nach der Geliebten 92
8. Lied des Lebens 94
9. Neujahrswunsch 95
10. An den Lenz 96
11. Der Standhafte 97
12. Beruhigung 98
13. Am Geburtstage der Geliebten 99
14. Am 29. April 1805 Morgens 100
15. Auf den Herrn von X. zu X. 101

Seite.

16. Lob der Philister 101
17. Uebers Mädel 103
18. Das Lied aus der Ferne 104
19. Die Sterblichkeit 106
20. An die Hofnung 107
21. Frühlingslied 109
22. An den Mond 111
23. An meine Freunde zu P. 1807 111
24. In das Stammbuch eines Freundes 113
25. Bei'm Abschiede von meinem Freunde W. 113
26. Nach der Abreise meines Freundes K. 114
27. Das Freudenmeer 115
28. Auf den Tod des Studenten Sch. 117
29. Gegenwart und Zukunft 118
30. Der Jüngling am Meer 119
31. Blicke in's Leben 120
32. Das Geschick 121
33. Die fliehende Freude 121
34. Empfindungen am Grabe unsers geliebten Freundes C. G. M. 122
35. Die Zeit 123
36. Das Vaterland 124
37. Die Freundschaft 125
38. Nach der Abreise meines Freundes — den ich meine — von Berlin 126
39. Inschrift eines Grabsteins 127
40. J..s Abschied von Berlin 1809 128
41. Auf die eheliche Verbindung eines Freundes 129
42. An Mütterchen zu ihrem Geburtstage 130
43. Zur Verbindungsfeier an Henriette R. 131
44. Am 25. August 1813 132
45. An meine Braut 1 133
46. An meine Braut 2 134
47. An meine Braut 3 135
48. An meine Braut 4 136
49. Am Grabe meines kleinen Ludwig 139
50. Sonnet 140
51. Sonnet 141
52. Wahrscheinliches Schlußgedicht 141

Anhang.

I. Sinngedichte 1—7 145
II. Charaden und Logogryphen 1—9 147
Auflösung der Charaden u. Logogryphen. — Verbesserungen 151

Zueignung.

Was strahlt mir dort aus himmelblauer Ferne?
In's Lichtgewand des Morgenroths gehüllt!
Hin schweift der Blick — und weilet dort so gerne!
Denn Wonne strahlt dies himmlisch schöne Bild!
Und heller funkeln — glänzender die Sterne!
Das leise Lüftchen wehet sanft und mild. —
Der Busen hebt sich — schweigt in stiller Feier —
Doch die Gestalt — sie birgt der Zukunft Schleier.

Und Dämm'rung hüllt die lachenden Gefilde,
Ein tiefes Schweigen deckt den heil'gen Hain.
Und schwankend schwebt das liebliche Gebilde,
Und zittert hin im bleichen Lilienschein. —
Doch wieder prangt's in seiner Himmelsmilde,
Muß Rosenblicke in das Dunkel streun —
Das schöne Licht! — es strahlet hin und wieder —
Und staunend sinkt das starre Auge nieder. —

Was war und iſt — in ſeinem leeren Scheine —
Wie ſchwindets hin im leichten Dunſtgewand!
Doch ewig ſtrahlt in ſeiner Himmelsreine
Der Sehnſucht und der Hofnung theures Land!
Und leiſe flüſterts mir: es iſt das deine!
Was Ahnung wohl, doch nicht dein Geiſt erkannt;
Und nimmer wirſt du auf des Lebens Wogen,
Ein leichtes Schiff, vom Strudel fort gezogen!

So ſtröm' es denn dahin im wilden Brauſen!
Es tobe ſtürmend durch die dunkle Nacht!
Des Donners Rollen wecke dumpfes Grauſen!
Der zack'gen Blitze fürchterliche Pracht
Mag ſplitternd in der Eichen Gipfel hauſen!
Und nieder ſchießen bis zum tiefſten Schacht!
Die Erde ſelbſt im Innerſten erbeben!
Und, Schrecken zeugend, Flamm' und Feuer geben! —

Mich kümmerts nicht! — der Elemente Toben
Verſchont mein in die Ferne lauſchend Ohr.
Vorüber rollts — und ruhig trägt nach oben,
Zu Lichtgefilden, mich mein Blick empor!
Der Erde Tand iſt unter mir zerſtoben,
Und Dunkel hüllt, was war, in ſeinen Flohr.
Selbſt die Erinn'rung haſcht nur Truggeſtalten
Und läßt ſich, fliehend vor dem Wahn, nicht halten. ——

Empor getragen von den Zauberbogen
Der Phantaſie, vertrau' ich dem Geſchick!
So bin ich Freudenloſer nicht betrogen!
Was mir's entwand, gab's doppelt mir zurück! —
Ich ſehe, wie auf wild bewegten Wogen
Des Geiſtes Kinder ſich vertrau'n dem Glück;
Ich ſehe kämpfend ſie vorüber ſchweben,
Jetzt untergehn und wieder ſich erheben. —

Zu ernten nicht der Hesperiden Preiſe,
Die oft ein günſt'ges Schickſal nur beſtimmt,
Laſſ' ich ſie wallen ihre kühne Reiſe,
Die müh'voll ſich um Fels und Klippe krümmt.
Zwar — wenn in der Gefährten künft'gem Kreiſe
Ein Funken Freundſchaft für die Waiſen glimmt,
Wird Freude ſie aus ihren Einſamkeiten,
Die Glücklichen! zu ihrem Ziel geleiten. —

So tönet denn, ihr ſchmerzlich ſüßen Töne!
Noch einmal meines Herzens ſtillem Glück!
Doch tönet nur! — entſchwunden iſt das ſchöne,
Das holde Licht dem ſehnſuchtsvollen Blick! —
Die Jahre fliehn, die ruheloſen Söhne
Der flücht'gen Zeit, zur Ewigkeit zurück!
Und was einſt war — es muß zu Traumgeſtalten
Der Zukunft hellerm Auge ſich entfalten! —

Erster Theil.

Ida von Tockenburg

oder

die Stärke der Eifersucht.

Nach einer Erzählung von Lafontaine frei bearbeitet.

1.

Kein treuers Weib gab's auf der ganzen Erde,
Als Ida, Graf von Tockenburgs Gemahl!
Vor Allen fiel, am heimathlichen Heerde,
Auf sie, die Treffliche, des Ritters Wahl.
Und noch die späte Nachwelt soll's bekennen:
Sie war es würdig, ihn Gemahl zu nennen.

Ein stolzer, stattlich schöner Ritter, glühte
Für sie der Graf, die Schönste in dem Gau;
Doch eine Flamme, daß es nimmer blühte,
Verschlang der Liebe Glück, wie Blumenthau —
Die Eifersucht — sie sprüht dies wilde Feuer,
Und doch war Karl der Theuern ach! so theuer.

Mit ihm, dem Tapfern, lag in blut'ger Fehde
Graf Ernst von Kyburg, dessen trüber Sinn
Sich laut ergoß in zornesschwerer Rede:
Ihm bringe nur des Feindes Tod Gewinn.
Es war sein einz'ger, letzter Sohn von allen!
Ihm von des Feindes starkem Arm gefallen.

2.

Auf ihrem Söller harrte einst des Gatten
Die treue Gattin, denn er zog zur Schlacht.
Schon sinkt die Nacht herab mit ihren Schatten,
Das Abendroth verglüht in dunkler Pracht —
Und doch, er kommt nicht! — ihren stillen Zähren
Kann kaum des Sängers muntre Harfe wehren.

Da brausen, wie ein Sturm, vom Waffenzuge
Die tapfern, nie besiegten Krieger heim.
Des Schloßhofs Thore rasseln auf, im Fluge,
Die Rosse schnauben und des Sängers Reim
Ist schnell verklungen — doch mit bleichen Wangen
Verkünden Alle ihren Herrn gefangen.

Und also hatte Kyburgs Zorn gesprochen:
Es falle, wenn das Frühroth wieder kehrt,
Der meines Stammes letzten Zweig gebrochen,
Er falle büßend durch des Henkers Schwert!
Dies sagten sie, die Krieger; ihre Kunde
Lief, wie ein Donnerwort, von Mund zu Munde.

Und Ida hört's — in namenlosem Schmerze
Wankt sie zur stillen Kammer — hier allein
Starrt stumm ihr Blick — doch sieh! es zeigt die Kerze
Ihr jetzt des Heilands Bild beim matten Schein.
Rasch kniet sie hin und schwört bei seinen Wunden,
Für den zu sterben, dem sie sich verbunden.

Und leicht, wie eine Braut dem Traualtare,
Fliegt jetzt die Trauernde dem Schlosse zu,
Wo Tod des Gatten harrt, im Lenz der Jahre!
Ach! schaurig schweigt des Grabes tiefe Ruh'.
Sie eilt, kämpft fort — durch Regen sich und Stürme,
Und sieht erschöpft der Kyburg stolze Thürme.

„Wohin nun, ach! wohin, o Gott, mich wenden?
Wer führt in des Geliebten Kerker mich?"
So klagt sie, hingestreckt an schroffen Wänden;
Da zeigen Kyburgs nächt'ge Wächter sich.
Des traurigen Besuchs nicht harrend, wagen
Sie kaum nach ihres Hierseins Zweck zu fragen.

„O ihr, sonst harten Männer, habt Erbarmen!
Seht vor euch Graf von Tockenburgs Gemahl!
O gönnt der Mitleidswürdigen, der Armen,
Den einz'gen Trost, den Theuern noch einmal
Zu sehn! an seinem Anblick sich zu weiden!
Um ewig dann vom Lebenden zu scheiden!

„Ach! einsam weilt in düstern Kerkermauern
Der treue Gatte und der Tag bringt Tod!
Nur einmal laßt an seiner Brust noch trauern
Das treue Weib, dem ew'ge Trennung droht!
Nicht eher will ich von der Stelle weichen,
Bis ich die Hände kann euch dankbar reichen!"

Erweicht von ihres Anblicks ruh'gem Zauber,
Und von der Worte lieblichen Gewalt,
Die, tief bewegt gesprochen, selbst ein Tauber
Enthüllte, ob ihm gleich der Ton verhallt,
Gewähren gern die Wächter ihre Bitte
Und leiten zu dem Kerker ihre Schritte.

3.

Wer nahet deines Kerkers düstern Mauern?
Wo, tief im Dunkel, Molch und Kröte haust,
Und Schlangen drinn in ihren Höhlen lauern,
Daß selbst die kühnste Männerseele grauft!
O! der du kennst des Weib's Beruf, den zarten,
Hier wirst du nicht dein treues Weib erwarten!

Und doch, sie ist's! wer schildert sein Erstaunen!
Und der Bewund'rung feierndes Gefühl?
Es treibt wohl nur, so will's verborgen raunen,
Mit dir die Phantasie ihr gaukelnd Spiel!
Doch hin, an ihre treue Brust, gesunken
Glüht lauter ihm der Wahrheit Götterfunken.

„Ich komme, dich, o mein Gemahl! zu führen
Aus dieses Kerkers freudenlosem Raum;“
So spricht sie, „offen sind für dich die Thüren,
Wir wechseln nur des Lebens kurzen Traum:
Du gehst statt Ida aus den düstern Mauern,
Und Ida bleibt — sie mag nicht — um dich trauern!“

„Nein, Ida! alles kannst du von mir fodern,
Nur diesen Wunsch gewähren kann ich nicht!
Sieh hier zu Staub das harte Stroh vermodern,
Auf dem ich ruhe! sieh, es fällt kein Licht
In diesen Kerker, den das Grausen füllet,
Der ewig sich in nächtlich Dunkel hüllet!

„Und dich, mein theures Weib! dich sollt' ich lassen
In dieser dumpfen todesschwangern Luft?
Nicht lange würde dieser Raum dich fassen,
Und grausend! würd' er deine Todesgruft!
Nein, Ida! nimmer still' ich dies Verlangen,
Nie soll dies Todesdunkel dich umfangen!“

Sie spricht: nicht bin ich so gar weich erzogen,
Daß ich nicht trüge diese kleine Last.
Zur kühnen Jagd schon spannt' ich früh den Bogen,
Dem Wild des Waldes kein so seltner Gast!
So hab' ich schon das Schwere lernen tragen;
Wie sollt' ich noch vor diesen Mauern zagen?

Und er: du weißt nicht, was sein Zorn gesprochen:
Es falle, wenn das Frühroth wieder kehrt,
Der meines Stammes letzten Zweig gebrochen,
Er falle büßend durch des Henkers Schwert!
O Ida, theures Weib! wie könnt' ich leben,
Säh' ich dem Tode dich dahin gegeben?

„O! eine süße Hofnung, sanft und milde,
Beseligt mich und Wonne füllt den Blick!
Versöhnt, o Theurer, seh' ich schon im Bilde,
Dem heitern, deinen Feind mit deinem Glück!
Ich will die harte Männerbrust erweichen!
Versöhnt soll er die Freundeshand dir reichen!

„Und sei's, daß nimmer ihn mein Flehen rührte,
Und er beharrte bei dem harten Sinn,
Daß mein Verhängniß mich zum Tode führte,
So nehm' ich auch den Tod mit Freuden hin!
Denn knieend schwur ich bei des Heilands Wunden,
Für den zu sterben, dem ich mich verbunden!"

So suchte sie des Gatten Sinn zu beugen.
Er widersteht — doch endlich muß er sich,
Der Ueberwund'ne, ihr zu Willen zeigen,
Obwohl er scheinbar nur der Starken wich;
Sein gutes Schwert soll schnell sie ihm befreien,
Der kühnen That will er sein Leben leihen!

Und sie entblößt die blendend weißen Glieder,
Schmiegt an den zarten Leib des Stahls Gewicht;
Und von der Stirn' läßt das Visir sie nieder,
Daß nicht dem Blick erkennbar ihr Gesicht.
So — bis zu Kopf und Fuß, von Stahl umfangen,
Ist endlich nun gestillt ihr heiß Verlangen.

Und Tockenburg, in ihr Gewand gekleidet,
Wirft auf die Hohe noch den Thränenblick;
Doch als er nun aus ihren Armen scheidet,
Empfiehlt er sie dem höheren Geschick!
Er schreitet schweigend durch der Wächter Reihen,
Die arglos sich der seltnen Treue freuen.

O, Ida, du! der Frauen schönste Krone!
Regt keine Furcht in deinem Busen sich?
Doch nein! die Gottheit selbst von ihrem Throne
Erfüllt mit höherm, festerm Muthe dich!
So wird es möglich, daß auf deinen Wangen,
Auch schlafend noch, des Lächelns Reize prangen!

So schläft die Unschuld! Ob ihr gleich Gefahren
Von allen Seiten drohn, sie ahnt sie nicht!
Hold lächelnd schläft sie, denn der Engel Schaaren
Enthüllen ihr ein lieblich Traumgesicht,
Und wehren, unsichtbar, von allen Seiten,
Den Schrecken, die sich um sie her verbreiten.

4.

Das Frühroth glänzte jetzt in Osten wieder,
Der Landmann zog hinaus auf seine Flur;
Die muntre Lerche schmettert ihre Lieder,
Der Waidmann folgte schon des Wildes Spur.
Doch in der Kyburg nächtigen Gestalten
Sah man der Rache trübe Geister walten.

Wie naht dir, treues Weib! des Tages Schimmer?
Sinkt, hofnungslos, dein Auge nicht herab?
Wie? oder hofst du Rettung noch, wie immer?
Ach! du erhofst dir, Arme, nur das Grab!
Versammelt seh' ich schon des Grafen Mannen,
Das Schwert gezückt! du Treue mußt von dannen!

Und klirrend öfnen sich des Kerkers Thüren.
Bereitet, tönt es, euch zum nahen Tod!
Wohl mag dies auch dem Rittersmann gebühren!
Denn nimmer seht ihr mehr das Morgenroth!
Doch schweigend folgt sie ihres Führers Tritte,
Von keiner Furcht bewegt, mit festem Schritte.

Versammelt sind im Schlosse all' die Mannen!
Die Gräfin selbst und nahe ihr zur Seit'
Die würd'ge Tochter, deren Thränen rannen;
Der Graf steht schön geschmückt im Siegeskleid.
Doch mitten muß, der Kühnheit selbst zum Schrecken!
Ein mächtig Schwert den schwarzen Teppich decken.

„Ha, Tockenburg! so ist mir's doch gelungen,
Dich hier zu sehn, obwohl ein seltner Gast!"
Spricht Kyburg, „lange schon, seit du geschwungen
Zum Tode meines Sohns das Eisen hast,
War dies mein Wunsch! Sei jetzt mir froh willkommen!
Mag, was du siehst, zum ew'gen Heil dir frommen!

„Ha! Mörder meines Sohnes! Reißt dem Frechen
Die Rüstung ab! Es ströme hin sein Blut!
Schau' nieder sel'ger Geist! dich will ich rächen!
Sein Todesstöhnen lösche meine Glut!
Ha, Wonne! in des Feindes letztem Stöhnen
Den sel'gen Geist des Sohnes zu versöhnen!"

Doch Ida, eine jener zarten Seelen,
Die schon der Schein von Schuld darnieder raft, —
Sie kann des Gatten That sich nicht verhehlen;
Der Worte Donner raubt ihr Muth und Kraft —
Ohnmächtig sinkt sie, da man ihre Glieder,
Die zarte Brust entblößt, zur Erde nieder.

Ha, Höllentrug! ruft Kyburg jetzt im Grimme,
Wer fahte statt des Stolzen mir das Weib?
Sprich, Hexe, laß mich hören deine Stimme!
Ist wirklich denn von Fleisch und Bein dein Leib?
Doch Ida schweigt — hinaus ins bess're Leben
Scheint jetzt die große Seele zu entschweben. —

Man springt ihr bei — das Mitleid jagt das Staunen,
Die Schaam den Zorn, der allgemach sich legt.
„So hat denn stets das Schicksal seine Launen!
Tand ist es, Tand! was irdisch sich bewegt."
Grollt Kyburg jetzt — bis ihre Augenlieder
Der Sonne schönem Licht sich öfnen wieder.

Und sie erhebt die todestrunknen Blicke —
Doch, als nun die Besinnung wieder kehrt,
Die, freundlich nur dem lachenden Geschicke,
Ihr, wie des Blitzes Strahl zum Herzen fährt, —
Da sucht sie ritterlich sich zu ermannen,
Und ihre Lippen alsofort begannen:

Wohl muß ich Aermste mein Geschick beklagen,
Das wieder mir geschenkt des Lichtes Schein,
Da schon entseelt des Körpers Glieder lagen.
Ach! schwerer sollte noch mein Scheiden sein!
Denn Graf von Kyburg wird nicht ruhig stehen,
Er hat des Feindes Weib denn bluten sehen!

Des Grafen Zorn erwacht bei Idas Worten
Auf's neue. „Hoh!" so tobt die wilde Fluth —
„Bist du es doch! — geh' zu der Hölle Pfo[illegible],
Du Falsche du! Ja, fließen soll dein Blut!
Durch deinen Tod — ha! Wonne meinen Ohren! —
Will ich des Feindes Busen selbst durchbohren!"

Und er befiehlt das schöne Haupt zu trennen
Vom sanften Nacken, der sich willig beugt.
Doch Aller Mitleid muß zur Stund' entbrennen!
Daß selbst die harte Männerbrust erweicht!
Die Gattin wirft, die Tochter sich zu Füßen
Dem Zornigen und ihre Thränen fließen.

Da wandelt denn des Grafen tolles Wähthen
In Milde sich — mit weg gewandtem Blick
Läßt Gnade er und Freiheit ihr entbieten,
Und Ruhe kehrt in sein Gesicht zurück.
Doch ganz noch kann er nicht dem Zorne wehren,
Noch sieht man Haß und Groll im Busen gähren.

Denn wie die längst verharschte Wunde blutet,
Hat auch der flache Stahl sie nur gestreift,
So regt auf's neue sich sein Zorn und — fluthet,
Wenn jetzt sein Auge nach dem Grabe schweift,
Das, nah' am Schlosse, unter dunkeln Linden,
Des Sohn's Gebeine sonder Müh' läßt finden.

Doch Ida weiß den neuen Zorn zu dämpfen;
Ja! ihr gelingts, was sie so bang' erfleht,
So bang' gehofft! ihn gänzlich zu bekämpfen,
So daß ihr Hauch die letzte Spur verweht.
O! spricht sie, edler Graf! du hast mir Leben,
Doch hast du Ruhe nicht der Brust gegeben.

O! darf ich eine kühne Bitte wagen? —
Vielleicht zwar dir nicht kühn! — so füge du,
Und stille so des schwachen Weibes Klagen!
Der Freiheit die Versöhnung noch hinzu!
Laß deine Großmuth meine Schuld noch mehren!
O! laß ein Wort mich von Versöhnung hören!

Was hülf' es, hätt' ich jetzt mir blos den Gatten
Erworben? und nicht auch das süße Recht,
Ihn zu besitzen? — Ehre — Pflicht gestatten
Dies nicht, er bliebe ja, auch frei, dein Knecht!
Und nimmer könnt' ich in des Gatten Armen,
Wärst du sein Feind, zu neuem Glück erwarmen!

O sieh! wie schön ist's wenn zwei edle Seelen,
Die bis dahin der Zwietracht Schwert getrennt,
Einander traulich nah'n! des Hasses Höhlen
Sich schließen! einer nun den andern kennt!
Und jeder strebt, dem neuen Freund zu zeigen,
Wie zu ihm hin Gefühl und Herz sich neigen!

Der selbst im Herzen nie dein Feind gewesen,
Wie wär' er erst, o glaub' es mir! dein Freund!
Dürft' er in deinem biedern Blicke lesen,
Du seist versöhnt, seist jetzt nicht mehr sein Feind! —
Dem Gatten schenk', o wirf den Blick nicht nieder! —
Großmüthig schenk' ihm deine Freundschaft wieder! —

Wie Paris einst, eh' er der holden Schönen
Den Apfel reichet, lange schwankt und schweift,
So schwanket — soll er zürnen, sich versöhnen? —
Des Grafen Sinn, eh' die Entschließung reift.
Süß locken zur Versöhnung Idas Worte;
Zur Rache winkt's vom einsam stillen Orte.

Doch Ida, die nun einmal ist zu siegen
Vom Schicksal selbst bestimmt, faßt Kyburgs Hand
Und führt ihn, der nicht widersteht, die Stiegen
Des Schlosses hin, bis an des Grabes Rand.
Hier, knieend, läßt sie ihre Klage tönen,
Den sel'gen Geist des Sohnes zu versöhnen!

Da kann der Graf nicht länger widerstehen!
Er weint und schluchzt, und stammelnd spricht sein Mund:
Geh' — Ida, geh' — du hast mich weinen sehen —
Geh' — mach's ihm — mach' ihm die Versöhnung kund!
Des Himmels Hand hat zwischen uns entschieden!
Er komme — Sohn vergieb'! — er komm' in Frieden! —

Wer schildert Idas hohe selge Wonne?
Da ist es, da! ihr heiß erflehtes Glück!
Lichtheller strahlt, so däucht es ihr, die Sonne,
Und eine neue Schöpfung sieht ihr Blick!
Der Himmel vor ihr — scheint sich auszudehnen —
Sie dankt, sie spricht nicht; nein! ihr Dank sind Thränen! —

5.

Doch horch! was stört der Stille tiefes Schweigen?
Was schallt vom Schloßthor für Getümmel her?
Staubwolken sieht man in die Höhe steigen;
Vernehmbar schwirrt die Lanze, klirrt der Speer.
Ha! Tockenburg! er ist's mit seinen Treuen,
Um sie, die Theure, wieder zu befreien.

Die fliegt, als trügen sie des Adlers Flügel,
Das thränenfeuchte Tuch in hoher Hand,
Hinzu — es winkt — da sinken alle Zügel,
Der Lerm verhallt, die Lanze bohrt im Sand;
Die Schwerter ruhn, die Wolken sind zerstoben.
So stillet sie der neuen Fehde Toben!

Und ihren theuren Gatten, der kaum glauben
Das Wunder kann — sie führt zum Schloß ihn hin.
Hier muß alsbald ihm jeden Zweifel rauben
Graf Ernst, der [illegible], mit versöhntem Sinn,
Die Hand ihm reicht, als Erstem seiner Gäste,
Bei'm traulich winkenden Versöhnungsfeste! —

6.

So siegte Ida! wie durch Zauberworte!
Erkämpfte sich den Gatten und den Freund!
O Muse sprich! wo hat, an welchem Orte,
Ein Weib je gleiche Lieb' und Treu' vereint?
Dem müst' der Böse selbst den Sinn umteufeln,
Der jetzt an ihrer Treu' noch wollte zweifeln!

TAYLOR INST. OXFORD

Nichts könnte ferner mehr unmöglich heißen,
Stillt, treulos, je sie fremder Liebe Gluth!
Die Erde müst' aus ihren Angeln reißen!
Der Fels gebähren, stille stehn die Fluth!
Die Berge müsten wandelnd sich erheben!
Die Schatten Licht und Staub die Quellen geben!

Die Ströme müsten nach den Höhlen fließen!
Verbreiten sich am Firmament umher!
Und Gluthen aus den Fluthen sich ergießen!
Verschlingen ganz das schaumbedeckte Meer!
Dann neu gestalten, härten es — verglasen!
Kein Meer — ein Chaos jetzt von Schlott und Blasen! —

Ja, dann erst könnt' ich ihn für möglich halten
Des schnöden Treubruchs folgenschweren Fluch!
Nicht so der Graf! in seines Herzens Falten
Haust ein Gespenst und häufet Trug auf Trug.
So rein sie ist, muß dennoch bald den Glauben
An ihre Treu' ein blinder Wahn ihm rauben!

7.

Die Eifersucht, dies höllische Gebilde
Aus Lieb' und Neid! umstrickt die starke Brust.
Hin schwinden Ruh' und Glück! des Thals Gefilde —
Des Berges Höh'n — sehn nimmer ihn mit Lust
An Idas Hand auf ihrem Teppich wallen,
Nicht hört der Fels ihr Echo mehr erschallen!

Und auch daheim, im Kreise muntrer Freunde,
Vergebens sucht er Ruhe, sucht er Glück!
Es zeigt der Wahn sie Alle ihm als Feinde;
Mißtrauisch schweift umher sein trüber Blick.
Nicht kann ihn mehr der Gattin Kosen rühren,
Nur heft'ger muß es seine Flamme schüren!

So war er düster einst zum Forst geflogen,
Indeß daheim die treue Gattin klagt.
Verkannter Liebe dumpfe Qualen wogen
In ihrer Brust, die kaum zu athmen magt.
Am ofnen Fenster sitzt sie da und trauert,
Von unglücks-schwangern Ahnungen durchschauert!

Es ziert ein Ring, der reichen Schmucks und golden
Des Gatten Bildniß zeigt, die schöne Hand.
Ihn gab er einst zum Unterpfand des holden
Vereines ihr, der Herz mit Herzen band.
Der zarte Finger soll so lang' ihn halten,
Als holde Lieb' und Treue nicht erkalten!

Auf diesem Kleinod weilen ihre Blicke —
In freundlich lächelnder Vergangenheit!
O! seufzt sie, damals, als zum schönsten Glücke
Ich dich empfing, da war es frohe Zeit!
Vom Finger zieht sie sinnend ihn — sein Schimmer,
Wie glänzt er in der Sonne sanftem Flimmer!

So hält sie lang' ihn zwischen treuen Fingern
Und lezt an seinem theuern Anblick sich.
Grollt gleich der Graf, der Ring hat nicht gevingern
Und schlechtern Werth für sie, ihr königlich! —
Da muß — wer mag dem argen Zufall glauben? —
Ein Rabe ihn, den deutungsvollen, rauben!

Fort fliegt er, fort! in hoher Lüfte Weite.
Vergebens folgt ihm ach! ihr starrer Blick.
Frohlockend trägt er seine schöne Beute
Der Ferne zu — und kehrt nicht mehr zurück!
O Unglück! Unglück! ruft sie, sonder Gleichen!
Wie soll ich jetzt die Hand dem Gatten reichen?! —

8.

Nicht fern vom Schlosse liegt, auf Blumenmatten
Dahin gestreckt — sein blondes lock'ges Haar
Der Lüfte Spiel — in kühler Bäume Schatten,
Ein Page Idas, schuldlos, wie er war!
Er liegt und sinnt — da schwingt sich's wie Gefieder,
Und sieh! es fällt ein goldner Ring hernieder.

Er nimmt ihn auf, betrachtet mit Vergnügen
Das reich geschmückte Bild, sein helles Gold. —
Doch plötzlich muß der Graf zur Stelle fliegen.
Der sieht den Ring — sein wildes Auge rollt —
Ha! donnert er, du also bist der Buhle
Des falschen Weib's?! fahr' hin zum Höllenpfuhle!

Und schnell, mit Schrecken drohender Gebehrde,
Des Zornes schwer Gewicht im starren Blick,
Stürzt sich der Wahnbefangene vom Pferde,
Ergreift den Flieh'nden, reißt ihn wild zurück,
Und, an den Schweif des Pferdes fest gebunden,
Hat der Geschleifte bald sein Ziel gefunden!

Denn dieses Roß, bestimmt zum wilden Jagen,
An Kühnheit wie an Kraft ein Bucephal,
Das nur der Graf zu reiten durfte wagen,
Hört nicht sobald der Peitsche wilden Knall,
Als schon es, streitend mit den schnellen Winden,
Von dannen fliegt und nimmer ist zu finden.

9.

Nun aber treibt des Grafen wilde Rache
Zum Schloß ihn hin, wo Ida angstvoll harrt.
Der Ring ist fort! ein Mährchen scheint die Sache
Des Gatten Eifersucht — ihr Blut erstarrt!
Was soll sie thun? kann Wahrheit selbst nicht frommen!
So sieht sie ihr Geschick — den Grafen kommen.

Der faßt sie schweigend, doch mit wildem Blicke,
Und reißt sie unaufhaltsam mit sich fort!
Hin über'n Schloßhof geht's und nun die Brücke
Wohl hinter sich, er zu ihr spricht dies Wort:
Hast, Täubchen, du, schon dort den Fels bestiegen?
Da läßt sich's traun! gar lustig nieder fliegen.

Und nichts vermag ihr Bitten, nichts ihr Flehen;
Er führt sie an des Felsens jähsten Rand.
Hu! schaurig ist es hier hinab zu sehen;
Ein Abgrund birgt, von keinem noch gekannt,
Des ew'gen Dunkels schwarzes, düstres Grausen;
Verwesung scheint hier nur und Tod zu hausen!

Wohl nahte schon des Felsens hoher Spitze,
Von keiner Furcht gefesselt, dann und wann,
Ein kühner Alpenjäger, doch der Schütze
War kaum gekeucht den hohen Fels hinan,
So faßt der Schwindel ihn und sonder Weilen
Sah man von diesem Schreckensort ihn eilen.

Die Sag' erzählt, das einst vom Felsen nieder
Ein Jüngling sich gestürzt — ins sich're Grab!
Der Körper kam nicht — einzeln nur die Glieder,
Zerschmettert, von dem Felsenriff hinab.
Noch lange war — ein Grausen auf den Auen —
Am Felsen des Zerschlag'nen Blut zu schauen!

Hier hält der Graf. Sein Donnerwort verkündet,
Entsetzlich Loos! den grausenvollsten Tod
Der Treuen jetzt, die seine Knie umwindet.
O! naht kein Retter sich in ihrer Noth? —
Gewaltig faßt er sie mit beiden Armen
Und schleudert sie hinunter ohn' Erbarmen! —

O Unmensch! so belohnst du ihre Treue?
Die einst dem Tod sich weihte, daß sie dich
Aus Kerkergrau'n und Grabesnacht befreie!
Die, dich zu retten, keinen Schrecken wich?! —
Geh', lebe fort! dein Tod sei dieses Leben!
Und nimmer müss' er tröstend dich umschweben! —

10.

So mordet Eifersucht! — die schönste Blume
Trift sicherlich zuerst ihr tödtend Gift!
Sie schonet nichts, sie würgt im Heiligthume
Der Tugend selbst; ob's auch die Unschuld trift.
Mag Liebe immer sich in Treue hüllen,
Was Liebe haucht, muß ihre Mordsucht stillen!

Doch oft auch übt das Schicksal seine Rechte
Und schützt die Unschuld, die fast hülflos schien,
Entwirrt die oft verworrensten Geflechte
Des Wahnes, die den Thörichten umziehn,
Und schlägt, indem es heilt, die tiefsten Wunden.
Dies soll auch dieser Treuen Loos bekunden!

Denn hört es nur! gerettet ward die Gute!
Des Himmels Hand schwebt schützend über sie,
Daß nicht der Fels sich färb' in ihrem Blute; —
Der Himmel sah sie beugen ihre Knie —
Sie hatten, wo hervor die Felsen ragen,
Zum Abgrund nicht, die Engel selbst getragen!

Der Graf, ergriffen bald von bittrer Reue,
Rang muthig, die verletzt nicht war, empor.
Nun war sie wieder seine Liebe — Treue —
Erkohrne! — doch — der selbstgefäll'ge Thor!
Wie konnt' er hoffen, je sie zu versöhnen?
Das Irdische erlag dem Himmlisch-Schönen!

Nein! sprach das edle Weib, nicht mehr die Deine!
Du stießest selbst mein treues Herz zurück!
Die Jungfrau winkt, die hohe, himmelsreine,
Voll Gnade mir, und Milde strahlt ihr Blick!
Ihr weih' ich mich — des Klosters stiller Feier —
Die Fromme that's und nahm den keuschen Schleier.

Der Einzug

Sr. Majestät des Königs

und

der hochseligen Königin Louise

in Berlin

am 23. December 1809.

Der schönste Tag schwebt nieder auf die Flur,
Und freundlich lächelnd strahlt die holde Sonne;
In Feierkleider hüllt sich die Natur, —
Die ganze Schöpfung athmet voller Wonne!
Und ringsum schweift der Blick mit stiller Lust,
Es klopfet froher jedes Brennen Brust;
Denn heute soll — schon rinnen Freudenzähren —
Das theure Königspaar uns wiederkehren.

Ein muntres Treiben füllt die ganze Stadt,
Es lebt und webt in allen ihren Straßen!
Was nie der Freude Drang empfunden hat,
Es fühlt' ihn heut', nur Alte — Kranke saßen
Daheim — und klagten traurig ihr Geschick,
Das, neidisch, ihnen nicht das holde Glück, —
Die Freude gönnt, nach manchem stillen Flehen,
Der Heißersehnten Wiederkehr zu sehen.

Die Meisten treibt der Freude froher Drang
Zur Stadt hinaus, den Kommenden entgegen.
Hier schallt von Ferne schon Drommetenklang,
Und zahllos blinken Lanzen, blitzen Degen;
Und scharfer Bajonette spitzer Stahl
Glänzt in der Sonne hellem Morgenstrahl.
Und Feuerschlünde nah'n auf schnellen Füßen,
Die Herrscher freudedonnernd zu begrüßen.

Schön malt sich hier der Krieger tapfre Schaar
In ihren langen, dicht gedrängten Reihen!
In vollem Schmucke liegt des Hauptes Haar,
Und festlich prangt das Kleid und ziert die Treuen.
Die Fahnen blähen flatternd sich im Blau
Des wolkenlosen Raums — zum Himmelsbau
Scheint sanft empor ihr weicher Saum zu streben,
Um holdern Schmucks die Herrscher zu umschweben!

Die frohe Menge wallt mit stiller Lust
An diesen kriegerischen Reihen nieder.
Die Jungfrau staunt — dem Jüngling klopft die Brust,
Und Jubel schallt von allen Orten wieder.
Welch' reine Freude strahlt aus jedem Blick!
Wie heiter naht der schönsten Stunde Glück!
Voll froher Ungeduld harrt ihrem Segen
Ein jedes edle Brennenherz entgegen.

Kaum faßt der Straße kunstgebahnter Raum
Die Menschen all', die hier vorüber wogen,
Und selbst der ferne blaue Himmelssaum
Scheint ihrer muntern Nähe nicht entzogen.
Und weit — und weiter drängt die Woge hin;
Kein Weilen kennt der freudetrunkne Sinn;
Bis plötzlich — freudeblickend sieht's der Himmel —
Sich Alles regt im fröhlichsten Getümmel!

Und sieh! da ist's das königliche Paar!
Empfangen wird's von tausend frohen Stimmen.
Nur ein Gefühl beseelt die frohe Schaar,
Der Freude Funke muß zur Gluth entglimmen!
Denn keine Schranken kennt der frohe Laut,
Wohin der freudetrunkne Blick nur schaut,
Hallt Jubel ihm, von nah' und fern, entgegen —
Ein frohes Drängen und ein ew'ges Regen! —

Und der Monarch besteigt sein edles Roß,
Und reitet längs den tapfern Reihen nieder.
Ihm folgt der ungeheure Menschentroß
Und weithin ragen dicht geschloßne Glieder.
Hier ruft das Horn, die Trommel wirbelt dort,
Drommeten schallen schmetternd fort und fort;
Und weiter hin, den Jubel voll zu machen,
Hört selbst der Taube die Kanonen krachen!

Wie folgt ihm Alles mit dem frohsten Muth!
Dort sieht das Auge Roß und Reiter jagen,
Hier wälzt sich, wie ein Strom, die Menschenfluth.
Vom Volke scheint Er, nicht vom Roß getragen!
Und lauter Jubel füllt den weiten Raum!
Es kennt das Volk nicht Zügel mehr noch Zaum!
Doch mancher Edle schweigt und kann der Zähren,
Die Wonne drängt, sich mühsam nur erwehren. —

Glückseel'ges Volk! das nur der Liebe Band
An seinen Herrscher knüpft, dem Lust und Wonne
Sein Auge strahlt! o dreimal glücklich Land!
Dir lacht des goldnen Alters holde Sonne;
Und wenn auch sein Gefühl sich liebend regt,
Wenn seine Brust für deine Freuden schlägt,
Dann kann dir nur der sel'ge Himmel gleichen,
Und selbst der Hölle Macht muß vor dir weichen!

Noch sieht das Auge, wie entlang die Reih'n,
Sich tapfre Säbel durch die Lüfte schwenken,
Und wie die Fahnen in der Farben Schein,
Sich vor dem Herrscher tief zur Erde senken.
Doch als Er nun das Heer gemustert hat,
Und Fürst und Fürstin nahe sind der Stadt,
Setzt sich der Tapfre an der Garden Spitze,
Und ziehet ein zu seinem Herrschersitze!

Und es verkündigt's der Kanonenhall,
Der dumpfen Glocken feierlich Getöne!
Der erste Blick umfängt ein Menschenall' —:
Und staunend folgen Preußens Heldensöhne.
Des schlanken Kiehnbaums ewig heit'res Grün
Zieht kunstreich sich an beiden Seiten hin.
Uns soll's der Hofnung holdes Bild enthüllen,
Mit Freude soll es ihre Blicke füllen!

Wie schallt auch hier der Freude froher Laut!
Wie fliegt den Herrschern jeder Blick entgegen!
Die Freude muß, des Frohsinns holde Braut,
Bezeichnend sich in alle Züge prägen:
Wir haben sie! spricht funkelnd jeder Blick;
Denn alles fühlt des Wiedersehens Glück,
Fühlt Herz und Brust von seinen Huldigungen
Mit hoher ahnungsvoller Lust durchdrungen!

Es starrt der Straße lang gedehnter Raum
Von bunten, dicht gedrängten Menschenmassen!
In ihren Fensterbogen können kaum
Die hohen Häuser all' die Menschen fassen.
Und schweift das Auge forschend gleich umher,
Nicht sieht es hier des Glases Spiegel mehr;
Ein hellerer Krystall strahlt jetzt dem Blicke
In schöner Augen holderm Licht zurücke.

Von nah und fern läßt manche schöne Hand
Ihr weißes Tuch zur Erde nieder wehen;
Und von der Thürme hohem, luft'gem Rand
Sieht man die Fahnen hoch empor sich blähen.
Und auf und ab — die Straßenreih'n entlang,
Tönt festlich Pauken- und Drommetenklang;
Und von dem ew'gen Lebehoch-Erschallen
Muß dröhnend selbst der Himmel widerhallen!

Der edle Fürst, die edle Fürstin kann
Der Rührung sanften Drang nicht unterdrücken.
Aus ihren königlichen Augen rann
Die stille Thräne jetzt den Thränenblicken.
Und Engel, die sie nieder schimmern sahn,
Sie streuten Rosen jetzt auf ihre Bahn.
Denn nicht vergebens fällt sie von dem Throne,
Sie ist der schönste Schmuck der Herrscherkrone!

Der Thau ist sie, der jetzt die dürre Flur
Mit neuem, frischem Lebenshauche tränket,
Und heilend tilgt des Brandes bleiche Spur,
Die nieder sich auf ihre Saat gesenket;
Ein Perlenkranz, der silbern strahlend prangt,
Wenn er im Morgenglanz am Halme hangt,
Strahlt er in jedes Auge Lust und Wonne;
Und Segen winkt der Flur die goldne Sonne!

So strahl' auch uns der Zukunft heitres Glück
In unsers Königs theurer Näh' entgegen!
Des edlen Fürsten stiller Thränenblick
Sei Bürge uns für seinen Vatersegen!
Und uns bestimm' er ferner zur Geduld,
Bis einst des Schicksals segensreiche Huld
Auf den, durch Kriegesbrand verheerten Saaten
Des Fleißes Früchte doppelt läßt gerathen!

Nur ein Gefühl müſſ' jede Brennenbruſt,
Nur das für inn'ge Lieb' und Treu' beſeelen!
Und dieſes Tages froh empfund'ne Luſt
Uns mit vertrauungsvollem Muthe ſtählen!
Dann hallt noch lange der Poſaune Ton:
„Nun danket alle Gott!" dem Brennenſohn,
Wie er von heil'gen Tempelshöhen hallte,
Als hoch empor die Freudenfahne wallte.

Anmerkung zu Vers 12.

Die Straße am Thor war bekanntlich mit grünen Tannenzweigen geſchmückt.

Der Brand der Petrikirche

in Berlin

in der Nacht vom 19. zum 20. September 1809.

Es schwieg die Nacht in feierlicher Ruh',
Und was des Tages Sorg' und Last getragen,
Flog, müde, längst dem stillen Lager zu;
Die Glocken hört man einsam zwölfe schlagen.
Und wo am Tage muntre Krämer saßen,
In bunter Waaren prunkendem Gewühl,
Da war es leer, die Nachtluft hauchte kühl,
Und still und einsam war es auf den Straßen.

Des Dunkels Fittig deckte Flur und Stadt;
Nicht sah das Auge mehr die bunten Farben,
Die Licht und Tag auf seinen Schwingen hat;
Des Himmels Leuchten schwanden und erstarben —
Doch jetzt, wie leicht bewegter Mondesflimmer,
Entschwebt ein lichter Schein der dunkeln Nacht,
Zwar fern ist noch der Morgenröthe Pracht;
Doch heller strahlt und heller dieser Schimmer!

Schon malt der Himmel sich in seinem Licht!
Erkennbar wird, was dunkel lag, den Blicken;
Und immer höher hebt das Nachtgesicht
Empor sich über der Palläste Rücken!
Die Wolken, die in bleichem Nebel schwammen,
Enthüllen sich im hohen Purpurroth,
Und fürchterlich, zerstörend wie der Tod,
Schlägt Feuer jetzt empor in hellen Flammen!

Und Feuer! Feuer! hallt es schrecklich wieder
Durch alle Straßen — was jetzt schläft, erwacht,
Bedeckt in rascher Eil' die nackten Glieder
Und stürzt hinaus sich — in die helle Nacht.
Es ruft das Horn und die Drommete schmettert,
Der Feuertrommel rascher Wirbel schallt,
Die dumpfe Glocke — lang — und langsam, hallt —
Ein Tosen ist's, als wenn es stürmt und wettert!

Und hier- und dorthin wälzt die Menschenfluth
Sich sorgend fort; ein jeder glaubt die Nähe
Voll Feuer schon: denn also flammt die Gluth
Daß keiner ist, der wohl die Nacht noch sähe!
Doch weit — und weiter, nach dem Feuer, wogen
Die Menschen all' — bis jetzt der starre Blick
Die Flamme sieht, und in sich staunt zurück —
In Peters Kirche hohen heil'gen Bogen!

O du, die sonst der Christen fromme Schaar
In ihren Schooß so liebreich aufnahm — allen
Den Gottgeweihten bot ein Räumchen dar
In ihren hoch gewölbten lichten Hallen!
So saugen jetzt des Feuers wilde Flammen
An deinen Decken, deinem Hochaltar!
So stürzt, was heilig, groß und herrlich war,
Jetzt traurig unter Staub und Schutt zusammen!

Wie freundlich winkte schon von fern dem Blick
Dein heimathlicher Gruß von hohen Zinnen!
Wie mancher fühlt des Wiedersehens Glück
Bei deinem Anblick schon mit trunknen Sinnen!
Verdoppeln läßt die Sehnsucht ihn die Schritte;
Denn vor ihm liegt die königliche Stadt,
Die seine lang' entbehrten Lieben hat;
Er eilt und — stürzt in ihre frohe Mitte! —

Du winkst ihm ferner nicht! — ein leerer Raum,
Wo, schaukelnd, leise Weste nur sich wiegen,
Schweigt da, wo sonst am blauen Himmelssaum
Die Zinnen prangend in die Höhe stiegen! —
Und der der Hoheit Diadem getragen,
Der ihren Strahlen einst vermählte Thurm,
Auch er erliegt des Feuers wildem Sturm,
Vergebens wird nach ihm der Wand'rer fragen!

Wie eine Mutter fester in dem Arm
Den Säugling hält, und unter Todesschmerzen
Ihn vor der Feinde wild bewegtem Schwarm
Noch standhaft birgt am treuen Mutterherzen;
So wehrt die hohe Zinne jetzt den Flammen,
Hält noch den Thurm, schon selber im Ruin;
Doch ach! umsonst ist ferner ihr Bemüh'n,
Er sinkt, wie sie, in Staub und Schutt zusammen!

So sinken, von der Zeiten wildem Sturm
Erschüttert, alte hoch berühmte Throne!
So fest gegründet einst, wie dieser Thurm
Mit seiner majestät'schen Königskrone!
Und neue steigen schnell aus ihren Trümmern!
Der Folgezeiten Lauf verwischt die Spur! —
So treibt, drängt Alles sich in der Natur!
Nur ihre Sterne müssen ewig schimmern!

Jedoch des Feuers Toben weckt den Geist
Aus der Betrachtung tiefer heil'ger Stille.
Die Nacht, die sonst die dunkle, düstre heißt,
Strahlt jetzt des Tages helle, lichte Fülle!
Ein reger Kampf ist jetzt der Menschen Streben,
Zu bändigen des Feuers wilde Gluth;
Aus schweren Schläuchen strömt die Wasserfluth —
Umsonst! — sie kann ihm nicht Vernichtung geben.

Denn wie aus tiefer, unterird'scher Kluft
Sieht man empor die Flammengluth sich wälzen;
Und eine Hitze flimmert in der Luft,
Das Glas und Erz von ihrem Hauche schmelzen!
Kein Mensch darf in die Nähe hin sich wagen;
Hier scheitert alle Arbeit, Müh' und Kunst!
Vertrauen muß man ganz des Schicksals Gunst!
So nahe liegt hier Hoffen und Verzagen!

Aus Abendhöhen braust daher der Wind
Und schürt des Feuers aufgeregte Gluthen,
Treibt Trümmer vor sich her, die Feuer sind,
Und peitscht, was östlich liegt, mit Feuerfluthen.
Des Tempels Raum ist eine Feuermasse!
Und in der Luft — da wimmelt's bunt umher,
Wie wenn der Schnee in Flocken treibt daher;
Doch Flammen eben sind's auf flücht'ger Straße.

Wohl hörte man in frühern Zeiten schon
Von feur'gem Regen, blut'gen Luftgestalten,
Sah flammende Geschosse nieder drohn,
Und wilde Heere sich im Kampf entfalten.
Doch schwand er längst, an solche Wunderzeichen —
Der Glaube — unsre Zeiten sahn sie nie;
Man hielt's für Täuschung nur der Phantasie
Und Sagen mußten der Erfahrung weichen!

Doch diese Wunder all' enthüllt die Nacht,
Die schreckliche! — man sah den Feuerregen,
Und Flammenheere, wie in wilder Schlacht,
Sich kämpfend durch der Lüfte Raum bewegen.
Der Spree Gewässer rauschen dampfend nieder;
Denn ziſchend schreckt das wilde Heer die Fluth.
Die Wolken glühen purpurroth, wie Blut,
Und Furcht und Schrecken strahlt der Himmel wieder.

Nach Osten deckt das flücht'ge Feuermeer
Mit seiner Gluth die náh' geleg'nen Gassen.
Mahnt's gleich zur Flucht, doch sind sie menschenleer,
Wer könne' auch schreiten über glühn'de Massen?
Doch wo noch Rettung möglich ist, da eilet,
Was eilen kann, mit ein'ger Habe fort.
Der faßt ein Bett, ein Eisen jener dort,
Und keiner ist, der länger noch verweilet. —

Ein neues Unglück hält die Sorge wach!
Denn sieh! die flücht'gen Feuer dort entzünden
In ihrem Lauf des Thurmes hohes Dach,
Der östlich ist beim Waisenhaus zu finden.
Wie eine Fackel ist er anzuschauen,
Die himmelan in tausend Flammen glüht,
Die nie verlöschend ewig Funken sprüht,
Und Licht verbreitet auf den fernsten Auen!

So furchtbar auch die neue Flamme droht,
Verweilen doch mit stiller Lust die Blicke
Auf ihren Gluthen, denn die größre Noth,
Die westwärts drängt, scheucht hier die Furcht zurücke.
Es glänzt die Spree — ein ungeheurer Spiegel,
Strahlt sie der Flamme treues Bild zurück,
So daß ein zwiefach Feuer füllt den Blick —
Ein Leuchtthurm und ein Strom — ein Feuerhügel.

Die neue Noth erheischet neuen Fleiß,
Die furchtbar droh'nde Flamme zu bekämpfen.
Hinzu strömt Alt und Jung, mit seinem Schweiß
Des Feuers wild bewegte Gluth zu dämpfen.
So muß die Schaar der Rettenden sich theilen!
Und lodert westwärts gleich die alte Gluth,
So drängt nicht wen'ger hier des Feuers Wuth,
Zur Hülf' und Rettung schnell hinzu zu eilen.

Welch grausenvolles Bild ist jetzt die Stadt!
Wie jagen Furcht, Verzweiflung sich und Schrecken!
Die Flamme sieht man, die nicht Sätt'gung hat,
Stets neu empor die Feuerarme strecken.
Und nur der Bürger ewig reges Walten,
Das sorgend stets bald hier- bald dorthin schweift,
Verhütet, daß sie weiter um sich greift,
Und läßt sie nicht auf's neue sich gestalten. —

Noch immer thätig zeigt der Bürger Schaar
Sich an des Tempels hohem, heil'gen Heerde.
Zwar liegt, was nicht von Stein und Eisen war,
Bereits in Schutt, auf schwer durchnäßter Erde;
Doch heischen noch die nahen Häuserreihen,
Die jetzt das Feuer desto wilder faßt,
Der nimmer fei'rnden Arbeit schwere Last;
Noch kann man sich der Ruhe nicht erfreuen.

Schon naht von Osten her das Morgenroth,
Scheint bleich und trauernd jetzt empor zu wallen;
Und noch gebeut die allgemeine Noth;
Noch hört man Klag- und Lärmgeschrei erschallen.
Doch als die Sonne nun sich zeigt den Blicken,
Gelingt's der rastlos thät'gen Menschenschaar,
Die Flamme, die stets neue Kraft gebahr,
Mit Fluthen mächt'ger Wasser zu erdrücken.

Zwar zehrt und nagt sie noch am Kohlenstamm,
Schlägt auch wohl hie und da noch in die Höhe,
Doch setzt die Fluth ihr einen solchen Damm,
Daß sie, auch mächt'ger noch, den Schauplatz flöhe!
Jetzt fürchte keiner, daß sie fernet schade!
Vorüber ist die drohende Gefahr!
Es raste jetzt der Retter thät'ge Schaar,
Und wer gerettet, preise Gottes Gnade!

Doch ach! wie mancher starrt mit stierem Blick
In der Ruinen schaur'gen Nähe nieder!
Ihm nahm vielleicht die Flamme Guth und Glück,
Und bringt ihm beides, auch die Ruh', nicht wieder!
Und o! wie füllen grausend Dampf und Trümmer
Des Wandrers Auge! — Schutt und Asche nur,
Ein Wasserpfuhl auf sonst so ebner Flur,
Verrathen noch der Stätte frühern Schimmer!

Des hohen Tempels majestät'scher Bau,
Noch groß in seinen klaffenden Ruinen!
Ragt, ein Gerippe jetzt, empor im Blau
Des Firmaments! — Die ofnen Hallen dienen
Zum Tummelplatz den Lüften — leise Winde
Weh'n lispelnd über Asche, Schutt und Staub;
In ihr Geflüster rauscht das falbe Laub
Von einer einsam steh'nden Kirchenlinde.

Anmerkungen.

Zu Vers 8.

Dieser kleine, niedliche, vom Kirchendach getragne Thurm hatte bekanntlich eine Königskrone als Kuppel.

Zu Vers 10.

Eine damals vom Verfasser tief empfundene Hindeutung auf Preußens ungünstiges Geschick.

Zu Vers 17.

Ein flach gedachter Thurm ohne Spitze an der Waisenhauskirche.

Zu Vers 25.

Diese Linde (eine Lokalbezeichnung) blieb, obwohl sie der Kirche ganz nahe stand, vom Feuer verschont.

Die Verbannung.

Fragment.

1.

Der Ritter Karl von Eichen glühte
Für Hulda, Frankens schönste Maid,
Voll Adel und voll Herzensgüte
Und voll von deutscher Redlichkeit!

Sein Auge sprach — sein Auge flehte, —
Ihr holdes liebes Angesicht
Erröthete und sie verschmähte
Den stattlich schönen Ritter nicht.

Auf seiner Väter Schloß in Franken
Vermählt das schönste Fest sie ihm.
Hier spendeten des Rheines Ranken
Den reinsten Nektar — ungestüm

Erscholl der Jubel deutscher Zecher,
Der immer volle Humpen klingt;
Er kreist umher, der Freude Becher,
Bis Morpheus auf die Müden sinkt.

Die holden Schläfer weckt die Sonne.
Der Ehen zärtlichste begann.
Ihr Dasein, eingetaucht in Wonne,
Nahm einen höhern Zauber an.

Es fühlt sich neu verjüngt die Seele
In diesem holden Zauberland,
Noch süßer singt uns Philomele
Ihr Lied — wir sind im Feenland!

O! diese Blüthenzeit der Liebe
Wiegt alle Lebensplagen auf!
Doch ach! bald wird der Himmel trübe,
Bald kommt ein schwarz Gewölk herauf!

2.

Auch unserm lieben Paare blühte
Nicht lang' des Lebens holder May;
Das Schicksal bald Verderben sprühte.
Wem wäre je das Glück getreu?

Denn einst von kaiserlichem Lager
Ein Bote hergeritten kam,
Der, finstern Blickes, blaß und hager,
Hervor dies Kaiser-Schreiben nahm:

„Es soll der Ritter Karl von Eichen
Sogleich nach Frankreichs Grenzen ziehn,
Und, bis das Haar ihm wird erbleichen,
Den heimathlichen Boden fliehn.

Und soll sein Ehgemahl er lassen
Daheim, bei unsers Reiches Pön!" —
In Ohnmacht sinken und erblassen
War eins bei Hulda! — „Welch Vergehn

Soll diesen Busen schuldlos drücken?!"
Ruft Karl von Eichen bitter aus,
Und stürzt zu Huldas Engelblicken. —
O trübes, unglücksschwangres Haus! —

Doch, o der Wonne! ihre Augen
Erhellen sich, es spricht ihr Blick.
Des Freudetrunknen Lippen saugen
Der Wangen Thau, der Liebe Glück.

„Du ein Verbannter? ich verlassen?"
„O welch ein hartes bittres Loos!"
Klagt dann ihr Mund; „die Götter hassen
Die Glücklichen!" — In ihren Schooß

Ergießt die Gute ihre Zähren.
Tiefsinnend steht der Ritter da.
„Kann ich dem harten Schicksal wehren?"
Ruft dann er düstern Blickes, „ha!"

„Die Rose wollen Andre brechen!
Doch scharf ist dieses gute Schwerdt
Für den Verwegnen, grausam rächen
Würd' ich die That, der Schande werth!"

„Und nun, o Hulda, laß mich ziehen,
Wohin des Kaisers Zorn mich treibt!
Zwar Dich, o bestes Weib! zu fliehen,
Ist Hölle! die das Haar mir sträubt."

„Doch sei's! Der Kaiser will's ja haben!
Knapp, sattle mir mein gutes Pferd!"
Und flugs ging's über Strauch und Graben
Nach Frankreichs wohl berathnem Heerd!

3.

O wüßtest du, daß deine Blicke
Nie deine Hulda wiedersähn,
Du kehrtest noch einmal zurücke
Und suchtest Gnade zu erflehn!

Doch jetzt noch täuschet deine Sinne
Der Hofnung milder Dämmerschein;
Es lacht dir, schmeichelnd, süße Minne,
Noch deine Hulda; doch allein

Wirst du der Väter Schloß betreten,
Nicht die Vertraute wieder sehn!
Ihr Bild wird schweigend für dich beten,
Und sinken wirst du und vergehn!

So hüllet oft, zu unserm Glücke,
Die Zukunft sich in Dunkel ein.
Und trüben gleich sich unsre Blicke,
Die Hofnung lacht im Dämmerschein.

4.

In Frankreichs Hauptstadt kam der Ritter
Voll Hofnung bess'rer Zukunft an.
Vielleicht, daß bald das Ungewitter
Daheim sich legt — des Kaisers Bann!

Jedoch er weilt — und Jahre kreisen
Den ewig gleichen Sonnenlauf!
Wann wird es gütig sich erweisen
Sein Schicksal? hellt es nie sich auf?

Denn traurig lebt er seine Tage
Dort im Gewühl der großen Stadt,
Die Freuden nicht, nur Harm und Plage,
Für den verlass'nen Ritter hat.

Er sehnt sich nach der Heimath Auen,
Nach seiner Hulda Rosenmund.
Sie will und muß er wieder schauen,
Die Einz'ge auf dem Erdenrund!

„Wo weilst du, Hulda, meine Liebe?
Denkst du auch des Geliebten noch?
Wie ist sein Himmel ihm so trübe!
Schwer drückt ihn ach! der Trennung Joch!“

So klagt er oft und seinen Kummer
Verräth sein blasses Angesicht.
Da deckte einst mit süßem Schlummer
Der Mohngott seiner Augen Licht;

Und wie aus jenen Höhen nieder
Schwebt zu ihm eine Lichtgestalt; —
Die Hehre strahlet hin und wieder! —
Er staunt — mit lieblicher Gewalt.

Ergreift es ihn und sanft und leise,
Wie Zephyrflüstern spricht ihr Mund:
Was zagst du auf des Lebens Reise?
Das Ew'ge macht der Himmel kund!

Die Liebe ist im Himmel droben,
Auf Erden ist ihr Schatten nur!
Er hascht nach ihr, doch schon zerstoben
In blaue Luft war ihre Spur.

5.

Von Frankens waldumkränzten Höhen
Blinkt stattlich her ein Ritterschloß;
Es spiegelt sich in tiefen Seen,
In die schon manche Thräne floß.

Doch still ist's da! es stampft den Boden
Kein muthig Roß, kein Rad rollt hin;
Kein Jagdhund bellt, nur Traueroden
Zirpt still das kleine Heimchen drinn.

Und ach! ein Mägdlein sieht man drüben
Oft an der Berge Abhang stehn,
Und dann wohl weinend nach dem trüben
Gewässer jener Seen gehn.

Dort klagt es oft im Windeswehen,
Winkt in die Fern' mit bleicher Hand.
Es will das Auge sie erspähen;
Starr ist's nach ihr hinaus gewandt.

Was fehlt dir? gutes Mädchen, klage
Dein Leiden mir, das hart dich drängt!
Bist du nicht glücklich? sag', o sage,
Was so dein gutes Herz beengt!

„Ich glücklich? Sprich, wo weilt mein Lieber?
Denkt er auch der Geliebten noch?
Sie weint um ihn — dort, dort hinüber
Möcht' ich! — o sprich, wo weilt er doch?

In Frankreichs Hauptstadt weilt der Ritter,
Nicht wahr? — an König Heinrichs Hof?
Wie braust der Sturm! Bring' mir die Zyther,
Ich spiele gern!" — Das war der Stoff

Von Hulda's Rede! Ach! die Arme
Erlag des Schicksals finstrer Macht,
Erlag dem Gram, erlag dem Harme,
Und irrte hin in Geistesnacht.

6.

Der Ritter kam nach langen Jahren
Zurück in's deutsche Vaterland;
Doch soll er's nie, wohl nie erfahren,
Warum der Kaiser ihn verbannt.

Er kommt und fern von Frankens Höhen
Blinkt stattlich her ein Ritterschloß.
Es spiegelt sich in tiefen Seen,
In die schon manche Thräne floß.

Jetzt ist er da! doch tiefes Schweigen
Erfüllt des Schloßhofs weiten Raum.
Will denn kein Knappe sich ihm zeigen,
Der faßte seines Rosses Zaum?

Jetzt endlich naht ein grauer Alter,
Wohl fragend nach des Herrn Begehr.
„Wie? kennst du denn, du treuer Walter!
Den fremden Rittersmann nicht mehr?"

„Sprich, wo ist Hulda? lebt die Gute
Noch hier? wie ist's so öd' im Schloß!"
Herr! spricht der Knapp' mit bangem Muthe,
Und eine trübe Thräne floß —

Das Schicksal zürnt euch! tragt's mit Stärke,
Was auch euch trift! wird's gleich euch schwer!
Den Starken zeichnen seine Werke!
Wißt, eure Hulda ist nicht mehr! —

7.

Wer ist's, der dort mit Sturmeseile
Von Frankens hohen Bergen fliegt?
Sein Auge schießet wilde Pfeile.
Weh', welchen jetzt sein Schwert besiegt!

Wie saust der Helmbusch durch die Lüfte!
Der Panzer kracht, es klirrt der Sporn:
Der Rappe schäumt! durch Wald und Klüfte
Geht's fort, wohl über Strauch und Dorn.

Hu! mich ergreift ein inn'res Grauſen.
Den treibt kein guter Geiſt dahin!
Noch ſeh' ich ihn, wie Windesbrauſen,
Den Schrecklichen, vorüberziehn.

Fahr wohl! du unglückſel'ger Ritter!
Dich treibt kein glückliches Geſchick
Hinaus in Sturm und Ungewitter.
Dir ſinkt in ew'ge Nacht der Blick.

Du wirſt dir Ruhe nicht erjagen,
Bevor du dein Geſchick vollbracht!
Nie wird's vor deinem Blicke tagen,
Dich deckt auf ewig dunkle Nacht!

Und ewig nagt's an deinem Herzen!
Dir winkt das Grab, das düſtre Grab!
Da enden endlich deine Schmerzen,
Da ſinkt des Lebens Qual hinab!

Wo Felſen ſtürzen, Felſen krachen,
Wo toſend ſich die Brandung bricht,
Des unterird'ſchen Feuers Rachen
Verwüſtung und Verödung ſpricht;

Wo Fluthen brauſen, Fluthen wogen,
Da faßt es ihn mit Ungeſtüm;
Da wird er reißend hingezogen,
Und hier nur wird es wohler ihm! —

Rauſcht nieder Waſſer! rauſcht gelinde!
Und brauſet, brauſet nicht ſo ſehr!
Die Sonne ſinkt — ihr Abendwinde
Weht ſanft! — der Ritter iſt nicht mehr!

Karl und Wilhelm

oder

Die Freundschaft bis in den Tod.

Wie hold blickt auf die thaubenetzten Fluren
Der Mond herab in seiner stillen Pracht!
In sanfter Dämm'rung, voll der Gottheit Spuren,
Prangt, still und hehr, die schönste Sommernacht.

Und sieh! wie blinkt der Sterne sanft Geflimmer;
Wie lächelt dort der stille Blüthenhain!
Es dringt daher, wie schwacher Mondesschimmer,
Zum Auge hin ein holder milder Schein.

Von wannen her? du Bote stillen Friedens,
In's sanfte Weiß der Unschuld eingehüllt!
Mild ist dein Licht, nicht wie der Strahl des Südens;
Doch sprich! von wannen kommt dein holdes Bild?

Dich strahlt ein Denkmal, in des Haines Mitte
Von weißem Marmor friedlich aufgestellt.
Dort trau'rt die Freundschaft, naht mit leisem Schritte
Der Urne sich, die dieser Marmor hält.

Und eine Inschrift läßt den Wandrer lesen
Des Denkmals Sinn und wem es ward geweiht:
Zwei Freunden, die's bis in den Tod gewesen!
Sanft schlummern beide hier an einer Seit'. —

Kennst du die Höhen an des Meeres Rande?
Wo rauschend sich der wilde Strom ergießt?
Weh! wenn dich hier, am ungewissen Strande,
Der Berge kahles, nacktes Haupt begrüßt.

Unwiderstehlich rollt den Meereswogen
Der Flugsand hier den kühnen Wand'rer zu.
Er kämpft umsonst, er wird hinab gezogen
Zum tiefen Meer, dem düstern Grab der Ruh.

Einst wanderten zu diesen falschen Höhen
Zwei traute Freunde, Karl und Wilhelm, hin,
Um weit hinaus der Ferne Bild zu sehen —
Das hohe Meer mit seinem dunkeln Grün. —

Ließ Freundschaft je mit ihrer Huld sich nieder
Von ihrem Himmel in des Menschen Brust,
So war es hier! denn beiden, brav und bieder,
Bot diese Holde wahre Götterlust!

Sie liebten sich, wie sich die Engel lieben;
Der Wunsch des Einen war des Andern Glück.
Nie sah man sie einander sich betrüben,
Die Glücklichen! auch nicht durch Wort und Blick.

Des Lebens holder, ewig heitrer Himmel
Hat in des Freundes Busen seinen Sitz.
Erhaben über's niedre Weltgetümmel
Schreckt Freundschaft nicht des Donnergottes Blitz!

So Karl und Wilhelm! — Mühe, Noth, Gefahren
Ertrugen beide mit erhöhtem Muth.
Und sollte Karl ein hartes Loos erfahren,
Bot für ihn gleich sein Wilhelm Gut und Blut.

So liebten sie — wie Pylades, Oreſtes,
Sich einſt geliebt! doch trübe wird mein Blick;
Ich seh' ihn schon, den Ort des Opferfestes
Der Freundschaft — jene Höh'n! o bleibt zurück!

Seht dort des Todes aufgesperrten Rachen!
Flieht seine schwarze Brut, das falsche Meer!
O könnt' ich über eure Schritte wachen,
Ihr kämet nie zu diesem Strande her!

Sie kamen — Tobend wälzte an's Gestade
Das Meer mit seinen schwarzen Fluthen sich;
Der Sturmwind braust und Dunkel hüllt die Pfade,
Die sicheren — „O Wilhelm, rette dich!"

Ruft plötzlich Karl und sieht des Freundes Sinken
Im falschen Sande — Angst ergreift sein Herz.
Ach! soll das Meer dein theures Leben trinken?!
Kämpf'! rette dich! sieh her, sieh meinen Schmerz!

Doch tiefer sinkt der Freund! — ihn zu erreichen,
Stürzt Karl sich nach, faßt jetzt des Freundes Hand,
Hält fest und fester sie — doch ach! als Leichen
Warf Arm in Arm das Meer sie an den Strand. —

O schlummert sanft! ihr treuen, edlen Seelen!
Es deckt vereint euch *eine* Todesgruft.
Schlaft, bis auch euch, aus eures Grabes Höhlen,
Zum höhern Glück die Weltposaune ruft!

Der bestrafte Vorwitz.

Nach einer in Wagners Gespenstergeschichten enthaltenen Erzählung bearbeitet.

Als noch Gespensterfurcht den Menschen Schrecken brachte,
Und Aberglaube manch' gescheuten Erdensohn
Zum größten Hexenmeister machte,
Da ward — in längst verfloßnen Zeiten also schon! —
Einst unter aufgeklärten Musensöhnen,
Die, wie man weiß, die Hexerei verhöhnen,
Und denen echte Weisheit nur gefällt,
Ein fröhlich Gastmahl angestellt.

Man schmaußte baß und trank in vollen Zügen,
Man plauderte bald hin, bald her,
Erzählte sich — ob Wahrheit oder Lügen?
Das freilich weiß man jetzt nicht mehr.
Genug! man amüsirte sich nach Herzenslust,
Und so verfloß die Zeit gar Vielen unbewußt.

Vielleicht seh'n bald wir sie von dannen gehen?
Doch nein! sie bleiben noch beisammen stehen.
Was mag des Ursach' sein? ob ein gelehrter Streit?
Die leichte Antwort liegt nicht weit;
Man trete nur gelassen an das Fenster,
Und höre den Sermon vom Dasein der Gespenster! —
Ein reicher Stoff, einander baß zu schrauben! —
Denn ihrer Viele noch von Aberglauben
Und Hexenmährchen ganz erfüllt,
Behaupten, daß es böse Geister gebe,

TAYLOR INST. OXFORD

Bei denen nichts als Fluchen gilt,
Vor deren Macht der Starke selber bebe,
Weil sie, den Gläubigen zum Hohn —
Die Geister haben einen andern Glauben! —
Die allerärgste Rache schnauben.

Hervor tritt jetzt ein Musensohn.
Ihr Memmen! ruft er aus, ihr solltet euch was schämen!
Man sollte, Knaben! euch den Musendegen nehmen!
Ha! welche Thorheit! noch Gespenster glauben,
Die, wie ihr sagt, den Menschen Rache schnauben.
Seht! jetzt ist's volle Mitternacht,
Wo selbst der Küster nicht mehr wacht,
Und wo die Geister, wie ihr glaubt, erscheinen.
Jetzt geh' ich stracks zum Kirchhof hin,
Steig' in's Gewölbe dort und bin,
Noch eh' der Seiger zweimal schlägt,
Dann wieder bei euch hier; und legt
Sich selbst der Teufel in den Weg,
Ich weiche nicht, er muß vom Fleck.
Nun? glaubt ihr's mir, daß ganz allein
Ich steige in's Gewölbe 'rein?
Man sieht, daß Alle es verneinen.

Indeß, um doch zu seh'n, ob denn wohl in der That
Auch unser Held den Muth, es zu vollführen, hat,
Geht man bei einem Becher Wein
Auf Wiedersehn 'ne Wette ein.

Und nun — damit sich jeder überzeuge,
Daß unser so beherzte Held
Nicht blos im Geist in das Gewölbe steige, —
Denn noch war's wohl dahin gestellt! —
Wird stracks bestimmt, daß er zum Zeichen,
Daß er das Wagestück vollbracht,
Den Musendegen zwischen Gräber — Leichen —
Hin in die Erde steckt — und alles dies bei Nacht!

Das ganze Chor der Musensöhne,
Ein treffliches Geleite, zieht
Mit unserm Ajax bis zur Kirchhofsthür. Es tone
Nun bald dem Heldensohn ein hohes Lied!
Denn sonder Furcht steigt er hinab,
In's grausige Gewölb', an einem morschen Grab
Sticht er den Degen in die Erde. —
Mich schaudert fast! ging's denn ihm glücklich ab?
Er wird doch eilen nun von diesem Todtenheerde?
Er eilet auch — doch Schrecken weicht! —
Zurück fühlt jetzt er sich gehalten.
Er sträubet, windet sich — vielleicht
Entwischt er noch den schrecklichen Gestalten!
Doch nein! vergebens ist sein Streben!
Er muß sich fast verloren geben,
Bis endlich doch ein guter Geist
Zu Hülf' ihm kommt, die Thür ihm weist,
Die er mit ungewissem Schritte
Erreicht — bis endlich in der Mitte
Der, auf ihn Harrenden, er sich gesichert sieht.
Doch jeder ahnet — schweig' o Lied! —
Daß ihm ein Unglück widerfahren.
Man frägt ihn, doch vom Laute keine Spur!
Man soll jetzt nichts erfahren!
Er deutet mit dem Finger nur.
Er will wohl Red' und Antwort sparen?
Doch nein! damit ich's kurz nur sage,
Und daß mich keiner weiter frage:
Der Held, der sich so stark geglaubt,
Ist seiner Sprache jetzt beraubt.

Wer glaubt nun nicht, daß es Gespenster giebt?
Ein jeder, der sein Leben liebt,
Wird sich nun wohl vor ihnen hüten müssen?!
Doch nein! ihr Freunde, wollt ihr's wissen?

Der Held, der sich so stark gefühlt,
Und der sein Müthchen nun gekühlt,
War nicht ganz frei von Aberglauben
Und dem gemeinen Wahn, daß es Gespenster giebt.
Er sah zwar Geister nicht doch dacht' er an ihr Schnauben.
Und wer sich fürchtet erst, des Muth ist schon getrübt!
Indem es im Gewölb' von Tritten widerhallt,
Wird's um das Herz ihm doch, bei allem Muthe, kalt.
Er eilt, um nur recht bald den Ausgang zu erreichen,
Sticht schnell, als zum bewußten Zeichen,
Den Degen hinter sich, doch Unglück! durch das Kleid —
Denn damals trug man noch die Kleider lang und weit, —
Das ihn, so viel er auch sich sträubte, bückte, bog,
Nur immer wieder rückwärts zog,
Bis endlich doch, durch stetes Gegenstreben,
Der Unglücksgeist, das Kleid, dem Helden nachgegeben,
Indem es jetzt zerriß, da, wo an seiner Stätte
Der Degen seinen Dienst wohl noch verrichtet hätte.

O lernt hieraus, daß Vorwitz schädlich ist,
Und daß nur Muth zu jeder Frist,
Nur wahrer Muth das Ziel erlange!
Mir ist vor jedem Menschen bange,
Der, was Erziehung ihn gelehrt,
Mit Spötteln oft den Rücken kehrt.
Denn was sie uns als Kind gegeben,
Begleitet uns durch's ganze Leben.
Oft wohl nur ist's ein leerer Wahn, allein
Wer kann sich von der kind'schen Furcht befrein?
Oft sind es Mährchen nur, die wir nicht glauben,
Doch öfter Geister noch, die tobend Rache schnauben.

Die Toleranz.

Nach dem Stoff einer alten Fabel bearbeitet.

Euch, meinen Brüdern, liebe Christen!
Und euch, erörternden Juristen,
Euch Kritikern, jetzt ohne Zahl,
Euch endlich, Lesern, allzumal,
Erzähl' ich jetzt ein närr'sch Geschichtchen.
Möcht's manchen Prahler doch beschwicht'gen!

Man spricht jetzt viel von Toleranz;
Doch daß man öfters traun! so ganz
Dies kleine Wörtchen überhört,
Das ist's, was mein Geschichtchen lehrt.

Tief in den Alpen, fern vom Pfade,
Den Menschen wandeln, liegt ein Thal,
Ob zu der Schweizer Bundeslade
Gehörig? weiß ich nicht einmal.
Genug! da giebt es Zwerggestalten
Mit Köpfen ohne Maaß und Zahl.
Der Kopf, das Loos von Jung- und Alten,
Ist hier, in diesem kleinen Thal,
Ein sehr beliebtes Ding. — Es kamen
Aus fernem Land zween Wanderer an. —
'S war eben Kirche hier; drum nahmen
Auch sie, als Gläub'ge, Platz und sahn

Verwundrungsvoll die große Zahl
Der Kropfbegabten und der Zwerggestalten.
O! dachten sie, daheim wohl galten
Wir wenig, doch in diesem Thal
Trift wahrlich uns die sichre Wahl
Des Schönen! denn bei Jung- und Alten
Herrscht Häßlichkeit und Einfalt nur;
Verändert ist hier die Natur.
Kein Wunder, wenn sie uns für höh're Wesen halten!

Von solchem langen Wuchs und schlanken Körperbau
Ward noch kein Menschenkind gefunden auf der Au';
So schlanken, langen Halses sahe
Man hier noch keinen Menschen gehn.
Was Wunder denn? daß Gottlieb Brahe
Und Lebrecht Sachse um sich sehn
Wie Höh're hier auf nied're Brüder,
Mit Blicken, voll von Selbstgefühl,
Und hochgeschwungenem Gefieder!
Doch g'nug! wir kommen nicht an's Ziel!
Ein jedes Zwerglein lauscht, verwundernder Gebehrde,
Ein jedes Zwerglein siehet auf
Zu diesen Riesen! Von der Erde,
Wie von dem Chor, im Hurrahlauf,
Fliegt flugs ein dumpfes Tosen von den Lippen
Der Zwerge bis zur Kanzel hin.
Potz! was sie für Gesichter ziehn!
Der Priester stutzt und — beißt sich in die Lippen,
Da er die Riesen jetzt gewahrt. —
Sie däuchten seinem Ernst gefahrenvolle Klippen. —
Mit einem Blick, den Stolz und Haß gepaart,
Schielt auch der Küster zu den Riesen.
Der Vortrag stockt — man muß das Ding beniesen!
Und wirft die Priese sorglos in den — Bart,
Um nicht dem Lachen freien Lauf zu geben! —
Denn unsre Zwerge sahn in ihrem ganzen Leben

Noch nie dergleichen Spuk in ihrem Gotteshaus. —
Doch endlich bricht der Dämon dennoch aus,
Und, wie ein Feuerlauf, geht's flugs von Ort zu Ort,
Vom Küster bis zum Priester fort,
Vom Altar bis zum Chor, in einer Runde!
Und jeder lacht aus vollem Munde.

Den Riesen, die bestürzt von ihren Sitzen flohn,
Folgt noch, als Gratial, der ärgste Spott und Hohn,
Und endlich treibt man gar sie aus dem Gotteshaus,
Nach gläub'ger Christen Art, mit Petrus Schwert hinaus. —

Jetzt sprechen sie: die Toleranz
Ist ein verwünschter Gaukeltanz.
Man toleriret eig'ne, schwere Sünden,
Und läßet fremden Werth nicht Gnade finden

Die Studentenmütze.

Keine Helden soll mein Lied besingen,
Kein Gesang Cytherens hebe an!
Denn fürwahr! zu tausenden erklingen
Lieder dieser Art; wer kann
Immer doch von eitler Liebe träumen?
Immer von Fortunens Rittern reimen?
Nein! das soll jetzt nicht geschehn;
Andre Helden soll man sehn!

O Apoll, von deinem hohen Sitze
Höre jetzt mein selt'nes Liedchen an!
Denn ich sing' — verzeih' mir's! — meine — Mütze.
Sprich: es sei! so ist's gethan.
Doch ach! schwer wird mir ein solches Dichten;
Drum so wollst du nicht zu streng' mich richten!
Deiner Huld vertrau' ich ganz.
Zeig' hier deine Toleranz!

Voll von hohen, wichtigen Gedanken,
Voll von Eifer für mein künft'ges Glück,
Sah man jüngst in Frankfurths Thal mich wanken;
Denn der Freiheit goldner Blick
Lächelte dort hinter meinen Blicken,
Und ich sprach; voll freudigem Entzücken,
Sprach's in dulci jubilo:
Du wirst Bruder Studio.

Voll Enthusiasmus in dem Busen,
Ging ich hohen Heldensinns einher.
Denn ich weihte mich ja nun den Musen,
Und mein Beutel — war nicht leer.
Was ist, dacht' ich, doch das Geld dir nütze!
Kauf' dir eine flotte Burschenmütze!
Flugs geschah's und ganz behend
Ging ich jetzt schon als Student.

Wohl schon mancher brave, tapfre Bruder
Von des Odergotts Akademie,
Sah mich an Minervens festem Ruder,
Sprach von künft'ger Harmonie.
Zwar wohl Viele mochten mich nicht kennen,
Doch was schad'te dies? mich Freund zu nennen,
War den Musen ja kein Hohn.
Kurz! ich war ein Musensohn.

Nun ging's heitern, frohen Sinns nach Hause,
Du, o theure Mütze, warst mein Glück;
Wie von einem wohl bekommnen Schmause
Kam ich in mein Nest zurück.
Triumphirend ging ich auf der Straße,
Denn ein jeder aus der Bauern Race
Sah bei mir, dem Sonderling,
Auf dem Kopf ein Wunderding.

Doch einst hätt' ich bald mein Glück verloren,
Meine theure, vielgeliebte Müt'.
Denn einst fuhr ich, durch sie neu geboren,
Hin zum Ball nach Meseritz.
Unterweges noch da applaudiren
Alt- und Junge meines Kopfs Manieren;
Alles wirft den stieren Blick
Auf das Wunderding zurück.

Doch o Unglück! Jammer! es entstehet
In dem Hause plötzlich Feuerlärm.
All' mein froher Sinn ist schnell verwehet,
Denkt euch, denkt, wie ich mich härm',
Als es in verteufelt trocknem Witze
Plötzlich hieß: auch die Studentenmütze
Läuterte der Flamme Gluth.
Kurz, es sank mir aller Muth.

Traurig geh' ich schon einher und singe
Bei mir selbst ein stilles Requiem
Meiner Vielgeliebten, doch nun bringe
Clio endlich mich ad rem:
Sie, die schon Verlorne ward gerettet!
Halb von Zweifel, halb von Lust gekettet,
Traut' ich meinen Augen kaum,
Als mir blinkt ihr goldner Saum.

Hatt' ich schon vorher sie hoch geachtet,
War die Traute mein alleinzig Glück,
O so ward sie jetzt mit Lust betrachtet!
Frohen Muths ging's nun zurück —
Hin nach Haus; noch lange, mit Vergnügen,
Dacht' ich, lachend, an der Freunde Lügen:
Nur die lose Künstlerin
„Lüge" sprach das: Hin ist hin!

Doch in Landsberg, wo Komödianten
Just ihr eitles Wesen trieben, hier
Sah Thaliens Jünger und Verwandten
Man zu meinem Leid in mir.
Und wenn schon ich, stolz, mich in Gedanken
Sah als künft'gen Studiosus wanken,
Hieß es immer: seht den Fant!
Der ist auch Komödiant.

Doch man spreche immer, was man wolle!
Kenn' ich doch mich wahrlich selbst zu gut!
Daß ich ihr — der Mütze Achtung zolle,
Das beleidigt nicht den — Huth.
Ja! und daß ich mich der Themis weihe,
Daß ich mich Thaliens nicht erfreue,
Sollt ihr sehen! nennt mich nennt,
Wie ihr wollt! ich bin Student!

Doch o du, mir ewig theure Mütze!
Bleibe stets mein holdes Eigenthum.
Noch behauptest du auf deinem Sitze
Deinen wohl verdienten Raum.
Werden einst auch deine Zauber schwinden,
Werd' ich noch ein ruh'ges Plätzchen finden,
Denken dann noch oft zurück
An den Gang zu meinem Glück.

Der Einzug unserer Preussen

in Frankfurth an der Oder

am 23. Januar 1809.

Sag', holde Muse, mir, was nahen dort für Schaaren?
Von Mavors hohem, festem Geist beseelt!
Und hier — was stehn in Reihen sie, zu bunten Paaren,
Des Städtchens Bürger? deren keiner fehlt!

Nicht scheinen sie zu fürchten schwarze blut'ge Fehde,
So traulich bei einander stehen sie!
Und Alt und Jung schwatzt fort in leichter muntrer Rede.
So zeigte sich des Krieges Stirne nie.

Und sieh! wie wehen sie, der Eintracht goldne Fahnen,
Hochflatternd hin in Gottes freie Luft!
Fürwahr! dies Alles läßt mich hohe Freude ahnen.
Horch! was jetzt jauchzend dort die Menge ruft:

„Nun kommen sie!" Wer? — „unsre brave biedre Preußen!"
Sie also, die wir ach! so lang' entbehrt!
Erschall' o Jubel! Froh will ich willkommen heißen
Die tapfre Schaar am heimathlichen Heerd.

Heil uns! die wir nun wieder unter Friedrichs Waffen
Und seines Heldenstamms Aegide stehn!
Bald wird er höher blühn, ein Paradies sich schaffen,
Wo wir des Krieges blut'ge Spur noch sehn.

Jetzt sind sie da! und tausend frohe Blicke fliegen
Schnell ihnen zu — der Trommel Wirbelschall;
Es jauchzt das Volk! — So tönt's, wenn, nach errungnen Siegen,
Zum Dank der Donner der Kanonen hallt!

Hoch leben unsers Vaterlandes Heldensöhne!
Es lebe unser Friedrich Wilhelm hoch!
Jauchzt! und ergießt das Herz der Freude! es ertöne
Die ganze Stadt von diesem Donner-Hoch!

Du mußt, o Saitenspiel, vor diesem Jubel schweigen,
Er ist zu stark — die Trommel selbst verhallt
Im lauten Freudenruf — beim festlich frohen Reigen,
Da töne du, mit lieblicher Gewalt!

Nur jetzt laß unsre Freude zwanglos sich ergießen!
Er ist so rein! der Freude erster Laut.
Nicht bänger harrten wir des Augenblicks, des süßen,
Als dort der Bräutigam der holden Braut.

Nun brave Krieger! seid ihr so mit uns zufrieden,
So reicht uns traulich eure biedre Hand!
Kommt jetzt daheim mit uns! ihr von der Reise Müden!
Und fest verknüpf' uns dann der Eintracht Band!

Die Arenswalder Glocke.

Eine Sage.

Gedicht in Hexametern und Pentametern mit Vorschlagssylbe.

1.

Ein junger Wanderheld, der viel' der Länder durchirret,
Und wohl erfahren nun ist der Kunst der Väter daheim,
Geht, von der Zukunft erfüllt, jetzt sorglos schreitenden Schrittes,
In seiner Rechten den Stab, der lieben Vaterstadt zu.
Doch soll ein seltsam Glück, daß reich zurück er dort kehre,
So will's sein gutes Geschick! noch erst den Biedern erfreun.

2.

In sinnendes Träumen versenkt, den Blick zur Erde geheftet,
Geht einst er, lässigen Schritts, wohl auf dem Wege dahin,
Nicht achtend der lieblichen Flur, der üppig prangenden Auen,
Nicht achtend des muntern Gesangs der holden Sänger im Hain,

Die, in den Zweigen versteckt, den lauschenden Wandrer umhüpfen,
Dem, ganz verloren in Lust, der Weg viel kürzer jetzt dünkt;
Nein! ängstlich sinnend nur stets, wie wohl daheim er die Mutter,
Alt und von Kummer gebeugt, und voller Sehnsucht nach ihm,
Mit einem lieben Geschenk, den fernen Landen entwendet,
Sei's auch an Werthe nicht groß, aus kindlichem Herzen erfreu'.
In solche Träume versenkt, verliert ihn die leitende Straße,
Und sorglos geht er dahin, auf nie betretenem Pfad.
Doch weckt ihn gar unsanft der Fuß aus solchen wachenden Träumen,
Der, nicht vom Auge gesehn, jetzt stolpernd den Boden berühret.
Er forscht der Ursach und sieh! hin rollt die eiserne Kugel,
Die, zwar an Umfang nicht groß, doch gar zu schwer wiegt der Hand.
Ihm, dessen Kunst ist, das Erz in schmiegende Formen zu bilden,
Und dem des Eisens Gewicht so leicht ein Räthsel nicht ist,
Dünkt doch gar schwer des Metalls verrostet eisernes Ansehn,
Und prüfend hält er den Fund noch immer in wägender Hand.
So geht er sinnend dahin, ob solchen Fundes Bedeutung,
Als in der Ferne sein Blick jetzt einen Wandrer gewahrt,
Der einsam, sonder Geprunk, daher wohl schreitet die Straße,
Von der, gedankenvoll, er vor wen'gen Minuten gerieth.
Er naht dem Fremdling, zur Schau ihm reichend das seltene Eisen.
Der prüft's und staunenden Blicks spricht dann er dieses zu ihm:

Die Arenswalde'r Glocke.

Eine Sage.

Gedicht in Hexametern und Pentametern mit Vorschlagssylbe.

1.

Ein junger Wanderheld, der viel' der Länder durchirret,
Und wohl erfahren nun ist der Kunst der Väter daheim,
Geht, von der Zukunft erfüllt, jetzt sorglos schreitenden Schrittes,
In seiner Rechten den Stab, der lieben Vaterstadt zu.
Doch soll ein seltsam Glück, daß reich zurück er dort kehre,
So will's sein gutes Geschick! noch erst den Biedern erfreun.

2.

In sinnendes Träumen versenkt, den Blick zur Erde geheftet,
Geht einst er, lässigen Schritts, wohl auf dem Wege dahin,
Nicht achtend der lieblichen Flur, der üppig prangenden Auen,
Nicht achtend des muntern Gesangs der holden Sänger im Hain,

Die, in den Zweigen versteckt, den lauschenden Wandrer umhüpfen,
Dem, ganz verloren in Lust, der Weg viel kürzer jetzt dünkt;
Nein! ängstlich sinnend nur stets, wie wohl daheim er die Mutter,
Alt und von Kummer gebeugt, und voller Sehnsucht nach ihm,
Mit einem lieben Geschenk, den fernen Landen entwendet,
Sei's auch an Werthe nicht groß, aus kindlichem Herzen erfreu'.
In solche Träume versenkt, verliert ihn die leitende Straße,
Und sorglos geht er dahin, auf nie betretenem Pfad.
Doch weckt ihn gar unsanft der Fuß aus solchen wachenden Träumen,
Der, nicht vom Auge gesehn, jetzt stolpernd den Boden berührt.
Er forscht der Ursach und sieh! hin rollt die eiserne Kugel,
Die, zwar an Umfang nicht groß, doch gar zu schwer wiegt der Hand.
Ihm, dessen Kunst ist, das Erz in schmiegende Formen zu bilden,
Und dem des Eisens Gewicht so leicht ein Räthsel nicht ist,
Dünkt doch gar schwer des Metalls verrostet eisernes Ansehn,
Und prüfend hält er den Fund noch immer in wägender Hand.
So geht er sinnend dahin, ob solchen Fundes Bedeutung,
Als in der Ferne sein Blick jetzt einen Wandrer gewahrt,
Der einsam, sonder Geprunk, daher wohl schreitet die Straße,
Von der, gedankenvoll, er vor wen'gen Minuten gerieth.
Er naht dem Fremdling, zur Schau ihm reichend das seltene Eisen.
Der prüft's und staunenden Blicks spricht dann er dieses zu ihm:

Freund! wer ihr immer auch seid, ihr scheint nicht zu kennen des Eisens,
Des rohen, innern Gehalt, den mir ein Merkmal enthüllt.
So wisset: dies rostende Erz, es ist im Innern voll Goldes,
Und ohne Bedenken so viel, wie jenes Stückchen dort werth.
Ihr fandet im Walde es hier? Wohl! sagte der staunende Wandrer.
Nun so behaltet es auch, es ist von Gott euch beschеert!
Zwar seht ihr mein Eigenthum hier, durch Fleiß und Arbeit errungen,
Doch, Freund, behaltet das Gold! ich wahrlich neid' es euch nicht,
Wünsch' lieber herzlich euch Glück zu diesem köstlichen Funde;
Gebraucht mit Gesundheit ihn denn und denket im Wohlsein an mich!
Mit diesen Worten verließ den höchlich staunenden Wandrer
Eh' der noch Worte des Danks zu stammeln im Stande nur war,
Der doppelt ehrliche Mann und folgte mit fliegendem Schritte —
Denn bald entschwand er dem Aug' — der vor ihm liegenden Bahn,
Die, bei so hohem Gemüth, bei so veredeltem Herzen —
Mir sagt's mein inn'res Gefühl — schon hier zur Seligkeit führt. —

3.

Indeß nun hoch erfreut ob solchen köstlichen Fundes,
Und doch auch wieder betrübt ob dem Verschwinden des Manns,

Des großgesinnten! dem Dank, doch mindestens Dank wohl gebührte! —
Und wer erfüllte nicht gern des Dankes lohnende Pflicht? —
Jetzt unser Wandrer schon zählt des Tages zögernde Stunden,
Nach welchen er endlich zu schaun die liebe Vaterstadt glaubt,
Ist doch ihm immer im Sinn die goldgeschwängerte Kugel,
Und eine glückliche Zeit winkt ihm der köstliche Fund.
Er denkt, der Reiche, nun selbst sich einen Hausstand zu gründen,
Zu wählen, die theuer ihm ist, zum trauten Ehgemahl sich,
Und auch die Mutter sodann mit goldner Pflege zu lohnen —
Denn arm und dürftig noch ist der Guten zeitliches Loos. —
So wonnig träumend entfliehn gar schnell ihm die übrigen Stunden,
Bis daß er glücklich das Ziel — die Thürme der Vaterstadt — sieht,
In der, als fröhlicher Knab', er manche kindliche Spiele,
Von heiterm Frohsinn berauscht, mit frohen Gespielen gespielt;
In der als Jüngling er dann, bei schon gereifterm Verstande,
Nicht minder heiter und froh gelebt hat die glücklichste Zeit!

4.

Jetzt eilt er, schneller nur noch, den lieben Gemäuern entgegen,
Und sieht sich endlich begrüßt von frohen Jugendgefährten.
Beklommen fühlt sich die Brust und doch voll freudiger Regung!
Zur Mutter enteilen alsbald die schnell beflügelten Schritte.

Am häuslichen Rocken wohl sitzt die gute Mutter beschäftigt,
Doch kennt sie den stattlichen Sohn, den lang' abwesenden Fremden,
Im schwachen Auge nicht mehr. Da koset er: Mütter, lieb' Mutter!
Und schärfer siehet ihr Aug', sie stutzt und — liegt ihm im Arme.

5.

Als nun das süße Gefühl der zärtlich liebenden Mutter,
Die erste Freude des Sohns, bei'm Anblick der lebenden Mutter,
Ihr beiderseitiges Glück, sich löst' in Thränen und Worte,
Da sprach der liebende Sohn: für jetzt, o theuerste Mutter,
Vergönnt das Schicksal mir nicht, in eurer Nähe zu weilen;
Noch einmal will's Scheiden von euch! doch währet es, so Gott will, nicht lange.
Nehmt diese Kugel indeß und hebt sie an sicherer Stätte,
So lang' ich fern bin von euch, mir auf, zu meinem Vergnügen.
Will's dann mein gutes Geschick, so kehr' ich bald glücklicher wieder! —

6.

Er ging, der zärtliche Sohn, und sie verwahrt ihm die Kugel,
Zwar nicht durch Riegel und Schloß vor fremden Blicken geborgen,
Durch ihren Unwerth indeß, so glaubt sie, genugsam gesichert,
Und wirft sie sorglos sofort in einen staubigen Winkel. —
Die Zeiten schwinden dahin und doch! er kehret nicht wieder,
Der längst erwartete Sohn. Was mag zurück ihn nur halten?

Daß er die Mutter daheim vergebens seiner läßt harren?
Vielleicht ach! haben ihn Mörder, den Vielgeliebten, erschlagen;
Vielleicht ach! hat ihn das Meer, das wogenschwere, verschlungen;
Vielleicht auch längst verscharrt liegt ach! von tödtender Krankheit
Er schnell dahin gewürgt, im Schooß der schweigenden Erde!
So härmt sie lange schon sich und weint um den theuern Geliebten,
Den ihre Augen nicht sehn, in stiller einsamer Kammer. —

7.

Da dringt die Kunde der Stadt vom Guß der tönenden Glocke,
Die nun zur kirchlichen Fei'r des Städtchens Bürger soll rufen,
In ihre Einsamkeit hin, und unter den frommen Bewohnern
Wird Eisen und anderes Erz zu diesem Werke gesammelt.
Auch ihr, der Dürftigen, nahn die niemands vergessenden Sammler,
Zu solchem frommen Behuf um eine Gabe zu bitten.
Zwar gäbe sie willig und gern von ihrer wenigen Habe
Ein kleines Scherflein wohl hin zu solchem löblichen Zwecke;
Doch fehlt es der Armen so ganz an Erz und anderm Metalle!
Und fürbas wollen schon gehn die unbefriedigten Sammler. —
Da fällt die Kugel ihr ein, die in dem staubigen Winkel,
Seit sie der Sohn ihr vertraut, so lang' verborgen gelegen,
Und trippelnd kommt sie herbei und reicht sie freundlich den Sammlern.
Denn nutzen kann es dem Sohn, so denkt sie, das rostende Eisen,
Kehrt er auch wieder, zu nichts — und ach! nie wird er mehr kehren! —

Und so, zum frommen Gebrauch, reichst doch auch du deine Gabe!
Gern nehmen die Sammler sie an, wenn auch ganz werthlos sie scheinet:
Ist doch, was Eisen nur ist, zum Gusse immer noch brauchbar!
So kommt das schlackigte Erz — denn alt und rostig schon ist es —
Und das gediegene Gold mit in das bunte Gemische,
Das jetzt, zur Schöpfung bereit, des schaffenden Meisters nur wartet.

8.

Versammelt sind, harrend des Werks, des Städtchens fromme Bewohner.
Ein Meister, geschickt in der Kunst, die tönenden Glocken zu bilden,
Hat, was zur Vollendung nur dient so wichtigen Werks, in Bereitschaft,
Und unter stillem Gebet soll nun die Arbeit beginnen.
Schon glüht das wallende Erz, vom prasselnden Feuer geschmolzen;
Was hart und spröde sonst war, es schmiegt sich in flüssige Wellen;
Und Alles, fröhlichen Sinns, erwartet den Wink nur des Meisters,
In dessen Augen man forscht, zum wohl gelingenden Gusse.
Denn schön und herrlich zu schaun ist diese glühende Wallung!
In langen Streifen von Gold durchkreist sich die glänzende Fläche.
Denn wirklich golden erscheint, was staunend die Blicke gewahren!
Doch sieh den zögernden Mann! nicht will er schreiten zum Werke.
Bald ist das rohe Gemisch noch nicht zur Reife gediehen;
Bald mahnt's ihn noch zum Gebet, eh' er zum Werke darf schreiten.

Unruhig schweift er umher mit vor sich starrenden Blicken,
Schürt jetzt die lodernde Gluth, läuft jetzt bald hierhin, bald dorthin,
Und stiert dann wieder hinein in die verglühende Wallung.
Was treibt den mürrischen Mann? daß er zum Werke nicht schreitet,
Und so die glückliche Stund' wohl gar zum Gusse verabsäumt?
Ach! ihm durchwühlet die Brust das Gift des bösen Gedankens.
Wohl kennt er das glänzende Gold in seinen kreisenden Wellen!
Und nun, von Habsucht entbrannt und schnödem Verlangen gefoltert,
Versucht umsonst er den Schatz der neidischen Fläche zu rauben,
Denn nicht gestatten es ihm die vielen spähenden Blicke.
Da treibt sein Unmuth ihn fort; zu opfern geht er dem Bacchus.
Vergebens sucht man zurück den Zornentbrannten zu bringen;
Nicht Ueberredung, nicht Drohn, vermag den Starrkopf zu beugen,
Daß nun das mahnende Werk er sonder Weilen beginne. —
In dieser dringenden Noth ergreift es plötzlich den Lehrling,
Den, als Gehülfen bei'm Werk, er mit zur Stelle genommen.
„Mit Gunst, ihr Herren zusammt! mag Euer keiner vollenden,
Was zu vollenden die Kunst erheischt in dringender Eile,
So will ich selber das Werk mit Gott, so hoff' ich, vollbringen!"
Er spricht's und jauchzend ertönt der Menge freudiger Beifall.
So angefeuert zum Werk beginnt er muthig die Arbeit.
Er rührt das siedende Erz wohl mit geschäftigen Händen;
Es treiben fröhlich dahin die golden kreisenden Wellen,
Und nun mit Kunst und Geschick wird Guß und Arbeit vollendet.

Den Kühnen lohnet das Glück! denn gleich den fliehenden Spröden
Will es ergriffen nur sein, um mit dem Sieger zu kosen.
Denn sieh! ein Kunstgebild erscheint die schönste der Glocken!
Ein breiter goldener Saum läuft um den mächtigen Rand hin;
Und alles ist emsig bemüht, dem braven Gießer zu kosen;
Denn selbst der Meister, er hätt' es besser nimmer vollendet
Das früh verlassene Werk! — Doch o des Schreckens! da stürzt sich
Herein der wüthende Mann, und unaufhaltsam dem Armen
Rennt in den Leib er das Schwert, daß ächzend des Sterbenden Seele
Im Nu zum Himmel sich schwang! — Da hallte traurig die Glocke
Und sang, von Allen beweint, den Frühgefall'nen zum Grabe! —

9.

Als nun im luftigen Raum des Thurmes Höhen sie hielten,
Und weit ihr lieblicher Ton hin in die Gegend erklang,
Da kehrte zur Heimath zurück der fast vergessene Wandrer,
Aus dessen Händen das Gold zum Bilden der Herrlichen kam.
Er hatte die Traute gesucht, die schon in zartester Jugend
Sein zärtlich liebendes Herz durch hohe Anmuth gewann.
Doch ach! nicht hatt' er sie mehr, die Theure, wieder gefunden;
Längst barg sie, schaurig und tief, das düster schweigende Grab.
Da hatt' ihn sein nagender Harm auf's neu' in die Ferne getrieben;
Jetzt aber kehrt er zurück, von Liebe zur Heimath besiegt. —
Kaum hat der geschäftige Fuß der Vaterstadt Grenzen beschritten,
So tönt der lieblichste Klang ihm in das lauschende Ohr.

Vom hohen Thurme herab zwar scheint der Ton ihm zu hallen;
Doch hallte so lieblich sonst nicht der Glocke eiserner Klang!
Und er beflügelt die Schritt' und naht den friedlichen Mauern,
Und findet die Straßen der Stadt mit gaffenden Menschen gefüllt.
Verwundert stehen sie all' und lauschen dem lieblichen Klange,
Der, hoch vom Thurme herab, in's Ohr, das staunende, hallt.
Er forscht, der Staunende selbst, der Ursach des mächtigen Staunens;
Denn doch nur Glockengetön' vernimmt sein prüfendes Ohr!
Da raunt's, daß niemand am Strang', dem tönemeckenden, rühret,
Und sie, o Wunder! von selbst in ihren Angeln sich schwingt.
Verwundert steht er und lauscht der viel bedeutenden Rede,
Und mit harmonischem Klang erfüllt die Zaub'rin sein Ohr.
Als hört' er Sphärengesang, so hallen melodisch die Töne!
Bald froh, bald klagend, erklingt, wie Menschenstimme, ihr Klang.
Und mancher deutet den Ton, den traurig hallenden, schweigend,
Auf jenes Redlichen Tod, der ihre Bildung vollbracht. —
Doch unser Fremdling, er ging, gedankenvoll ging er jetzt weiter,
Noch immer hörend den Ton, den viel bedeutenden Klang;
Gedankenvoll ging er dahin — jetzt schwieg die seltene Glocke,
Und sieh! am Ziele war er — im mütterlich liebenden Arm!
Hier hört er die traurige Mähr' vom Guß der tönenden Glocke,
Und ihm enthüllt sich sogleich der Sache wahrer Verlauf:

Er gab das glänzende Gold; ihm hallte dankbar die Glocke!
Und ist dahin gleich der Schatz, doch freut ihn sein frommer Gebrauch! —

10.

Dies ist die Glocke, die weit hinaus in die Ebne ertönet,
Und deren lieblicher Klang mit Lust die Gegend erfüllt.
Den Rand, den mächt'gen, umschließt ein breiter goldener Reifen.
Hoch, in des Thurmes Gebäu, sie thront, die Zierde der Stadt.
Gar oft schon lockte ihr Ruf den ferne schreitenden Wanderer,
Doch ruft, seit damals sie sang, ihn jetzt nur der festliche Tag.

Anmerkung zum Schluß des Gedichts:

Man sagt, daß die Glocke seitdem nur an Sonn- und Festtagen geläutet wird.

Frühlingsempfindungen.

Gedicht in Hexametern mit Vorschlagssylbe.

Schon prangen verjüngte Gefilde im Rosengewande des Frühlings,
Der Fluren lieblichres Grün bedeckt jetzt wieder die Erde,
Und Flora, verschwenderisch schön, durchlacht die reizenden Auen,
Die, seit der Lenz sie nicht sah, und segnenden Hauches belebte,
So öde lagen und leer, als deckt' sie ew'ges Erstarren!
Des Tannenwalds heiteres Grün und scheue Bewohner der Sträuche,
Die hin und wieder dem Aug des spähenden Waidmanns sich nahten,
Sobald zur Beute er ging, mit donnernder Waffe gerüstet,
Sie scheuchten allein das Gefühl, als wär' erstorben die Schöpfung,
Dem trüb' umwölkten Gemüth, das gern des Frühlings sich freute,
Und das in der öden Natur des Todes Bild nur erschauet!

Von milden Lüften geführt, erschien nun endlich der Frühling,
Und Felder, Wiesen und Thal belebte sein freundlicher Zauber.
Des Eises Decke verschwand, und Farben spiegelnde Auen,
Geschmückt mit grünender Saat und lieblich 'duftenden Blumen,

Sieht jetzt der heitere Blick auf neu verjüngten Gefilden,
Und Menschen, Thiere und Au'n, sie freun sich der Wiederbelebung.
Froh treibt der Hirte hinaus die munter hüpfenden Heerden,
Die jetzt auf üppiger Flur die Nahrung emsig sich suchen.
Der Landmann opfert den Fleiß den viel versprechenden Fluren,
Sieht, freudetrunkenen Blicks, der lachenden Saaten Gedeihen.
Drum geht er freudig auf's Feld, den Zahn des Pfluges zu nützen
Nun auch zur Frühlingssaat und andrer Früchte Bestellung.
Sein Lied, bei Arbeit und Fleiß, voll frommer Rührung, gesungen,
Es dringt durch der Lüfte Gebiet hinauf zum mächtigen Herrscher.
Und Philomelens Gesang erschallt aus dem schattigen Haine,
Der Freud' und Ruhe geweiht, hinaus durch schmeichelnde Lüfte;
Der Lerche fröhliches Lied ermuntert sinnig den Landmann
Zum Fleiß auf lohnender Flur; und kurz das ganze Gefieder
Singt schmetternd Gesänge dem Frühling, besingt in Chören den Schöpfer.

Und wir, die reichen Bewohner der fruchtbar prangenden Auen,
Wir, Weisheit athmende Wesen und Redner der heiligen Gottheit,
Wie? preisen auch wir wohl den Herrn? verehren wir dankbar die Güte
Des Schöpfers, der uns erschuf? verehren wir fühlenden Herzens,
Von heil'ger Gesinnung entflammt, das Alles erhaltende Wesen?
Ach nein! nicht sind die Beweise der Güte und Weisheit des Schöpfers

Wohl immer Gefühle der Bruſt! Bald ſind des Frühlings Gefilde,
Die heiter lachenden Auen, nicht mehr des Frohſinns Vertraute,
Und in dem ſteten Genuß vergißt man ſchläfrig den Geber!
Doch mir entſteige Geſang, zum Preiſe des Schöpfers geſungen,
Empor zu himmliſchen Höh'n, wo ew'ge Sterne ſich kreiſen!
In ſeiner ſchönen Natur ſei ihm, dem Geber des Frühlings,
Dem Alles ſchaffenden Geiſt, ein ſchwacher Hymnus geweihet!
O ſtieg' er würdig hinauf! o prieſ' er würdig den Schöpfer!

Sieht jetzt der heitere Blick auf neu verjüngten Gefilden,
Und Menschen, Thiere und Au'n, sie freun sich der Wiederbelebung.
Froh treibt der Hirte hinaus die munter hüpfenden Heerden,
Die jetzt auf üppiger Flur die Nahrung emsig sich suchen.
Der Landmann opfert den Fleiß den viel versprechenden Fluren,
Sieht, freudetrunkenen Blicks, der lachenden Saaten Gedeihen.
Drum geht er freudig auf's Feld, den Zahn des Pfluges zu nützen
Nun auch zur Frühlingssaat und andrer Früchte Bestellung.
Sein Lied, bei Arbeit und Fleiß, voll frommer Rührung, gesungen,
Es dringt durch der Lüfte Gebiet hinauf zum mächtigen Herrscher.
Und Philomelens Gesang erschallt aus dem schattigen Haine,
Der Freud' und Ruhe geweiht, hinaus durch schmeichelnde Lüfte;
Der Lerche fröhliches Lied ermuntert sinnig den Landmann
Zum Fleiß auf lohnender Flur; und kurz das ganze Gefieder
Singt schmetternd Gesänge dem Frühling, besingt in Chören den Schöpfer.

Und wir, die reichen Bewohner der fruchtbar prangenden Auen,
Wir, Weisheit athmende Wesen und Redner der heiligen Gottheit,
Wie? preisen auch wir wohl den Herrn? verehren wir dankbar die Güte
Des Schöpfers, der uns erschuf? verehren wir fühlenden Herzens,
Von heil'ger Gesinnung entflammt, das Alles erhaltende Wesen?
Ach nein! nicht sind die Beweise der Güte und Weisheit des Schöpfers

Wohl immer Gefühle der Bruſt! Bald ſind des Frühlings Gefilde,
Die heiter lachenden Auen, nicht mehr des Frohſinns Vertraute,
Und in dem ſteten Genuß vergißt man ſchläfrig den Geber!
Doch mir entſteige Geſang, zum Preiſe des Schöpfers geſungen,
Empor zu himmliſchen Höh'n, wo ew'ge Sterne ſich kreiſen!
In ſeiner ſchönen Natur ſei ihm, dem Geber des Frühlings,
Dem Alles ſchaffenden Geiſt, ein ſchwacher Hymnus geweihet!
O ſtieg' er würdig hinauf! o prieſ' er würdig den Schöpfer!

Das menschliche Leben
nach den Tageszeiten.

Die schweigende Nacht weicht dem herannahenden Morgenschimmer. Dämm'rung umhüllt ihren dunkel schwebenden Fittig. — Sich unbewußt tritt der Mensch in's Dasein. — Jetzt erleuchtet der Sonne glänzender Strahl die hell bethauten Gefilde. Sie erscheint am goldnen Firmament in Osten und mit ihrem ersten belebenden Licht erwachen Fluren und Auen. — Ihres Daseins froh sich bewußt wandeln Knabe und Mädchen fröhlich einher. — Höher und höher steigen sie, der Sonne glänzende Strahlen, bis sie vereint die Kühle des Morgens und die flüchtigen Nebel verscheuchen und vor ihrer steigenden Wärme der Thau auf den Kelchen der Blumen dahin schmilzt. — Die Jahre der Kindheit sind vorüber, und Knaben und Mädchen, zu rothwangigen Jünglingen und rosigen Jungfrauen, heran gewachsen, fühlen inniger und bedeutungsvoller ihr wonniges Dasein, streifen mit den Winken der Erfahrung und des reifenden Verstandes ihre kindlichen Vorurtheile ab, und da steht jetzt die Welt, wie die junge Flur, vom schwimmenden Schimmer des Thaues entblößt, in ihrer wahren Gestalt! — Noch brennt die Sonne nicht, noch wärmt nur ihr wohlthätiger Strahl die, sanfte Kühlung athmende Flur und — heiter wandeln Jüngling und Jungfrau dahin in dem frohen Bewußtsein ihres schöneren Daseins. — Aber bald schwingt höher sich das Licht des Tag's. —

Der gebräunte Jüngling wird zum Mann, die erröthende Jungfrau zur Gefährtin seines künftigen Lebens. Das Band, das treue Liebe geknüpft, strahlt jetzt des Daseins höchste Wonne. — Des Mittags feurige Schwingen verscheuchen die Bewohner der durstigen Flur, die, ein schützendes Obdach suchend, ihrem brennenden Antlitz sich eilend entziehen und — der Ehe treue Gefährten, Kinder und lastende Sorgen, schleichen mahnend in das Herz der Liebenden ein; nicht mehr so hell und rein fließt der Bach des ehelichen Lebens dahin; doch noch flammt das hehre Roth ihres himmlischen Bandes, noch finden sie ihr Glück in den herzlichen Ergießungen der Freundschaft und in den edlern Umarmungen einer geprüften Liebe. — Allmählig schreitet, mit seinen Schatten, der Nachmittag heran; immer länger werden sie, die Schatten, die Hitze verschwindet und mit ihrem Schwinden beginnt die kühlende Abendluft. — Der sorgende Hausvater, die sorgende Hausmutter, fühlen neu verjüngt sich in den empor gesprossenen Zweigen ihres Stammes, stehen mit ihnen, Schutz gebend und empfangend, ein Baum da, der weithin seine Aeste verbreitet und seine Schatten in die Unendlichkeit wirft. Nicht brennend mehr scheint ihnen der Ehe goldene Sonne; ihren letzten sanften Strahl genießend, feiern sie ihr glückliches Dasein. — Aber kalt wird jetzt die Flur, die Sonne sinkt hinter grauen Hügeln und dunkeln Wolken hinab, nicht wärmend mehr strahlet ihr Licht auf den holden Fluren des Tag's; — nicht feurig mehr rollet das Blut in den schlaffen Adern des sonst so rüstigen Mannes, nicht bräunlich mehr lockt sich sein Haar; schneeweiß werden sie, vom Alter gebleicht, die prophetischen Haare. — Die Sonne, halb versunken in die blauen Wellen ihres ätherischen Meers, blickt den letzten Abschiedskuß herüber und verschwindet dann am Horizont, um jenseits wieder in vollem Lichte zu prangen. Dunkel sinkt herab und schwarzer nächtlicher Fittig deckt die geräuschlose Flur. — Der Greis am Stabe gebückt, geht mühsam einher; doch noch trägt heitere Erinnerung ihn in die Vergangenheit zurück; wie die scheidende Sonne lachen vergangene

Freuden ihm noch einmal in die brechenden Augen, bis seine Glieder, gelähmt von der kalten Hand des bleichen Knochenmanns, vergessen in den Schooß der Erde sinken. —

Was ist unser Leben? ein Sommertag, der unbeachtet auf die Flur sinkt, eine kurze Zeit verweilt und in dämmernde Nacht wieder verschwindet. Aber nicht gänzlich schwind't er dahin! erneut und wieder erneut, ist er die Aussaat zur Ernte, die unvergängliche Früchte des Lebens und der Glückseligkeit trägt. —

Der Tag ist vorüber. Doch es treten hervor die Boten der Nacht, in des hehren Sternengezelts endlosen Raum ihren sanften ruhigen Schimmer verstreuend. Sie sind die Verkündiger eines größeren Tages, und die Vermittler des Friedens, der nach des irdischen Tages Mühen dort oben uns winkt, und uns die Pforten der Ewigkeit aufschließt. —

Zweiter Theil.

Frühlingslied.

Erwacht zu neuer Wonne,
Begrüßt uns die Natur.
Die liebe heitre Sonne
Umlacht die junge Flur;
Die bunten Auen laden
Zu froher Lust uns ein.
Laßt, auf des Frühlings Pfaden,
Uns dieser Wonne freun!

Kommt dort auf jene Auen,
Wo, unter frischem Grün,
Wir Flur und Felder schauen!
Da setzen wir uns hin.
Hier, zwischen hellen Kieseln,
Schleicht murmelnd hin der Bach.
Horch! welch' ein sanftes Rieseln!
O folgen wir ihm nach!

Seht da, wie seine Perlen
Sich auf den Flächen reihn,
Und wie die kleinen Schmerlen
Sich auf dem Grunde freun!
Dort schift auf einem Spähnchen
Ein kleiner Käfer fort;
Es kippt und wippt das Kähnchen
Und hat doch immer Bord.

O welch' ein Farbenspiegel
Auf diesem Wiesengrund!
Bis an den fernen Hügel
Das mannichfachste Bunt!
Es tragen süße Düfte
Die Bienenkönigin,
Und sanfte Frühlingslüfte
Wehn säuselnd vor uns hin.

In jenem stillen Haine
Singt jetzt die Nachtigall
Ihr Lied so silberreine!
Und ihrer Stimme Schall
Durchdringt der Bäume Wipfel,
Dringt in die freie Luft,
Wo, auf des Hügels Gipfel,
Ihr Zauberton uns ruft.

O kommt und laßt uns lauschen
Der holden Sängerin!
Laßt uns das Plätzchen tauschen!
Dort schleichen wir uns hin.
Und nun, in diesem Haine,
Beim linden sanften Wehn
Des Westwinds, hier alleine,
Laßt uns ein Veilchen stehn!

Horch! wie aus weiter Ferne
Das Echo widerhallt!
Wie weil' ich hier so gerne
Im stillen Aufenthalt!
Des Waldes Melodieen
Erfüllen mich mit Lust,
Und edle Freuden glühen
In meiner jungenBrust.

O laßt den Lenz uns lehren,
Uns unſers Lebens freun!
Nichts ſoll die Freude ſtören,
Wir wollen fröhlich ſein!
Wallt jetzt nicht unſre Jugend
Noch unſchuldsvoll dahin?
O lieben wir die Tugend,
Wie iſt dann froh der Sinn!

Und ſo, auf dieſe Weiſe,
Laßt uns des Lebens freun!
Auf unſrer Pilgerreiſe
Müſſ' Unmuth ferne ſein!
Laßt uns den Lenz genießen,
Der Fluren ſchmückt und Hain!
Und unter frohen Grüßen
Dem Holden Blumen ſtreun!

Morgenlied eines Landmanns.

Seitenſtück zu dem Abendliede eines Bauern von Claudius.

Das ſchöne große Tagsgeſtirne
Kommt leuchtend dort herauf!
Verſcheucht die Sorgen von der Stirne —
Heil ſeinem Segenslauf!

In hoher Purpurröthe pranget
Es an dem Himmelsbau!
Wie Perlen, ſilbern ſtrahlend, hanget
An jedem Halm der Thau.

Es glänzt, von ſeinem Hauch gebadet,
Der Felder bunte Schaar;
Und Arbeit, ſüße Arbeit ladet
Zu ihrem Dankaltar,

Der in der freien Schöpfung thronet,
Der unsre Herzen stärkt,
Wo Friede nur und Eintracht wohnet,
Wo man die Gottheit merkt.

Ich geh', wie neu belebt, zur Arbeit;
Denn Arbeit ist mir Lust!
Und, hoch erhaben, sieht's die Gottheit
Und meine frohe Brust —

Sie ist von hohem Dank durchdrungen,
Und segnet diese Flur,
Wo immer mir mein Werk gelungen,
Wenn ich zur Arbeit fuhr.

Denn wenn im Lenz ich fröhlich säe,
So wächst die schöne Saat;
Und wenn ich erntend dann sie mähe,
So such' ich früh und spat

Den Schöpfer dankend zu erheben,
Der mich zur Arbeit schuf.
Denn nur im wackern Thun und Streben
Bestehet mein Beruf!

Wenn ich am Mittag dann ermüdet
Zum Felde fahr' hinaus,
Und's Blut mir in den Adern siedet,
Dann geht's mit Lust nach Haus.

Froh setz' ich mich zum Mittagsmahle,
Und esse, weil mir's schmeckt,
Da, wo vor'm kühnen Sonnenstrahle
Ein kühler Baum mich deckt.

Lob der Arbeit.

Dich, o Arbeit, will ich singen,
Dir ertön' mein kleines Lied!
Auf der Dichtkunst sanften Schwingen
Schweb' ich hin in dein Gebiet.
O du machst da alles froh,
Wo sonst jede Freude floh.

Mit dir darf kein Mensch verzagen,
Wenn er gut und edel ist;
Vor dir fliehen alle Klagen,
Weil du selbst die Freude bist;
Durch dich lacht uns Ruh' und Glück
Bei dem trübsten Mißgeschick.

Forsch', o Geist, in fernen Zonen,
Ob nicht Jedem Arbeit lohnt?
Blicke auf — bis zu den Thronen,
Ob nicht dort auch Arbeit thront?
O! noch mehr als Geld es thut,
Macht die Arbeit frohen Muth.

Ja, wir alle sind geboren
Zu der Arbeit! sie erhält
Uns so froh! indeß nur Thoren
Ihrer spotten! Nicht das Geld,
Nicht des Luxus eitler Tand,
Sie allein beglückt das Land!

O wie fröhlich und wie heiter
Athmen wir die freie Luft!
Auf der großen Wesenleiter
Ist, wenn uns die Arbeit ruft,
Alles fröhlich um uns her.
O kein Unmuth trübt uns mehr!

Wenn am Abend dann wir fühlen,
Wie so froh die Arbeit macht,
Wenn uns bei vereinten Spielen
Jeder Stern am Himmel lacht,
O dann schmecken wir nur Lust!
Uns der süßen Pflicht bewußt.

Laß, o Schöpfer, mich genießen
Dieses Glücks! in Heiterkeit
Wird mir jeder Tag entfließen,
Wie des Frühlings Blüthenzeit.
Arbeit ist der Talisman,
Der uns Frohsinn geben kann.

Lied zu Anfang des Frühlings.

Des Winters Strenge ist dahin,
Er hat uns fast erschreckt!
Der holde Lenz bringt frohen Sinn,
Und neue Freude weckt,
So lange nicht gefühlt, den Muth.
Hin ist des rauhen Winters Wuth.

Die liebe, holde Sonne sahn
Wir ach! so lange nicht.
Doch jetzt betritt sie ihre Bahn
Im heitern Frühlingslicht.
Drum freue sich jetzt Jedermann
Und höre froh mein Liedchen an!

Der Lenz erheitert allgemach
Den trüb' umwölkten Sinn
Und wem's noch erst an Muth gebrach,
Geht fröhlich jetzt dahin,
Und stimmt mit jedem Biedermann
Dem Schöpfer Lobgesänge an.

Der Kranke fühlet neuen Muth,
Da jetzt der Frühling schaft,
Und stärker rollt in seinem Blut
Des Lebens schwache Kraft.
Froh seufzt, mit heiterem Gesicht,
Der Arme: Gott verläßt mich nicht!

Ja, einem jeden Erdensohn
Geht neue Hofnung auf!
Der Greis, der an dem Grabe schon
Sich dünkt, lebt wieder auf.
Der Knabe übt mit froher Brust
Im Freien seine Jugendlust.

Wie herrlich prangt der Sonne Licht
Auf der verjüngten Flur!
Wohin auch blickt mein Angesicht,
Es sieht der Freude Spur.
Und ringsum in der freien Luft
Wehn sanfte Weste Frühlingsduft.

Der Schöpfer lasse diese Lust
Dem Herzen froh entfliehn,
Und einer jeden guten Brust
Stets neue Hofnung blühn!
Der Sommer naht dann auch heran,
Betritt die segensvolle Bahn.

Hymnus an die Gottheit.

Lobsing', o Seele, dem Schöpfer
In seiner herrlichen Macht!
Eh' Welten waren, war Er schon!
Er ist der Anfang, das Ende!

Er rief in's Dasein den Weltbau,
Er zeigte der Sonne den Lauf,
Dem Monde schrieb er die Bahn vor,
Er schuf die Schaaren der Sterne.

Hoch, an dem Himmelsgewölbe,
Da leuchtet, zahllos, ihr Heer!
Die Sonne wärmt lachende Fluren,
Der Mond hellt nächtliches Dunkel.

Er schuf der Erde Bewohner,
Die tanzenden Fische im Meer;
Sein Ebenbild, schuf er den Menschen
Und gab Vernunft ihm — Erkennen.

Erhebt ihn, preiset ihn Erden!
Erhebt ihn, preiset ihn hoch!
Dort, über den Sternen erhaben,
Wohnt Er, der Schöpfer des Weltalls.

Und ihr, des Himmels Bewohner,
Stimmt hehre Lieder ihm an —
Ihr Engel! Der Seraph verkünde
Des Ewig-Unendlichen Walten!

Wir Staubgeborne, wir staunen
Die Werke des Ewigen an!
Anbetend staunen wir, preisen
Ihn, der so Großes geschaffen!

Lobsing', o Seele, dem Schöpfer
In seiner herrlichen Macht!
Begeistert sing' ihm hier Lieder,
Bis einst verklärt du dort walleſt!

Preis der Tugend.

Stets deine Pfade zu wandeln,
O Herr, ist Seligkeit!
Nach deinem Willen zu handeln,
Bin ich, o Schöpfer, bereit!
Laß stets die Tugend mich üben!
Lehr mich die edelste Pflicht,
Auch meine Feinde zu lieben!
Sieh! mehr verlange ich nicht.

Stets sei dein Wille mir heilig!
Du willst ja immer mein Glück;
Sorgst für mein Bestes so treulich!
Scheuchst Gram und Kummer zurück!
Mit heiter lächelnden Wangen
Zu thun, was Tugend uns lehrt,
Dies Herr, mein Gott, zu erlangen,
Sei mir hienieden gewährt!

O Tugend! dein Nam' ist erhaben,
Wie dort das Sternengezelt.
Du bist die höchste der Gaben.
Heil! wer sie früh schon erhält.
Voll Ruhe durchwallet das Leben
Er, Frieden im Herzen, und froh
Wird einst zur Gruft er entschweben.
O stürben wir Alle doch so!

Drum präg', o blühende Jugend,
Der Weisheit Lehren dir ein:
Ehrt Jünglinge, Jungfrau'n, die Tugend!
Wollt hier schon glücklich ihr sein.
Dann schrecken des Lebens Gefahren
Euch nicht, ihr ahnet nur Lust.
O möchte dann Weisheit sich paaren
Mit einer so kindlichen Brust!

O liebliche Sonne! du leuchtest
So sanft und milde herab.
Wär's möglich, Holde, du scheuchtest
Noch heute die Sorgen in's Grab.
O lächle mir immer so heiter
Auf Dornen und Rosen dahin!
Und stets mein Führer und Leiter
Sei, Tugend, du! wo ich auch bin!

Sehnsucht nach der Geliebten.

In jenem Städtchen dort —
Da wohnt mein liebes Mädchen,
Und freuet sich der Welt.
Ich aber härme mich,
Und blicke nach dem Städtchen
Wohl hin mit banger Sehnsucht!

Ich denke, sehe Sie
Auf jedem meiner Stege,
Ich hör' sie, sprech' mit ihr.
Doch wenn die Täuschung flieht,
Dann geh' ich auf dem Wege
Dahin in stiller Schwermuth!

Von Herzen lieb' ich sie!
Und doch, sie darf's nicht wissen!
Denn es versagt die Pflicht
Mir ach! das hohe Glück,
Die Holde je zu küssen!
Drum lieb' ich voller Wehmuth!

O käme einst die Zeit,
Wo ich mein liebes Mädchen
Von Herzen lieben darf!
Denn o! sie liebt mich schon! —
In ihrem lieben Städtchen —
Da leb' sie froh und heiter!

Sie kommt, sie kommt die Zeit!
O wär' es keine Täuschung!
Wie glücklich wär' ich dann!
An ihrer Hand das Leben
Für immer hinzugehn,
Wär mir die höchste Wonne!

Doch jetzt noch härm' ich mich.
Denn Dunkel liegt die Zukunft
Vor meinen Blicken da! —
Doch will ich standhaft sein!
Vielleicht, daß nicht vergebens
Ich hoffe — wünsche — harre! —

Lied des Lebens.

Es eilen die Zeiten, gleich Lüften,
In schnellem Fluge dahin.
Hier steigt aus engenden Klüften
So manches Sterblichen Sinn
Hinauf, hinauf, zu den Sternen,
Schwingt raschen Flugs sich empor,
Bis dann, in höheren Fernen,
Er sinkt — ein wankendes Rohr!

O Weisheit, heheres Wesen!
Dein Zauber strahlt Manchem am Haupt;
Er ist, zum Denker erlesen,
Mit Lorbeerkränzen umlaubt;
Er mißt den Umkreis der Welten,
Schwebt selbst zum Monde hinauf;
Zu fernen Sternengezelten
Geht hin, verwegen, sein Lauf.

Doch all' sein höheres Wissen,
Sein, Weisheit athmender Geist,
Läßt keine Freud' ihn genießen,
Er ist im Herzen verwaist.
Wo Andre in Freuden sich wiegen,
Denkt er an höheres Sein;
Und um den Wahn zu besiegen,
Säumt er, schon hier sich zu freun.

O Freude, irdische Wonne!
Dein Zauber strahlt heiter und mild.
Du bist der freundlichen Sonne
So ganz entsprechendes Bild!
Nur wer die lastenden Sorgen
Vergißt, von Herzen sich freut,
Nur dem lacht heiter der Morgen,
Nur den flieht Kummer und Leid.

Drum huldigt der Freude! noch blühet
Das Blümchen des Lebens am Weg'.
O pflegt es sorgsam und fliehet
Die Sorgen auf dornigtem Steg'.
Seid Weise, geschaffen zur Freude!
Vergeßt den höhern Beruf!
Dann lacht euch im rosigen Kleide
Das Glück des, der euch erschuf.

Neujahrswunsch.

So sanft, wie holde Frühlingstage,
Flieh' deines Lebens Pfad dahin;
Nur neidenswerth sei deine Lage!
Nichts trübe je den heitern Sinn,
Der hier schon, Glücklichen zum Loos,
Hernieder kam aus Phöbus Schoos.

Und ausgeschmückt mit höhern Freuden
Verkünde jetzt das neue Jahr
Des alten Jahres dunkles Scheiden!
Aus beiden werd' ein holdes Paar!
So glücklich, wie das alte glitt,
Sei auch des neuen Jahres Schritt!

Am Schlusse dieses Jahr's — o wären
Doch dann die Wünsche Wahrheit auch!
O würden sie zur That! zu nähren
Den guten, alten frommen Brauch.
Dann wäre ja — o heitres Bild! —
Mein kleiner treuer Wunsch erfüllt.

An den Lenz.

Holder Lenz! so zeigst du dich uns wieder!?
Unsre Hoffnung ist erfüllt.
Jubelnd tönen dir jetzt unsre Lieder,
Und der Kummer ist gestillt.

Wie so trübe sonst, mit Eis bekleidet,
Flur und Felder trauerten!
Wo jetzt fröhlich eine Heerde weidet,
Wo sonst Lüfte schauerten!

Wie so oft der bittre herbe Mangel
An des Armen Lager schlich,
Der, nur halbbedeckt, auf morschem Lager,
Einer frühen Leiche glich!

Wie so traurig Alt und Jung dort klagte
Ueber Kälte, rauhen Frost!
Wie hier Alles trüben Muthes zagte!
Fern zu sein schien jeder Trost!

Muntre Knaben, die sonst fröhlich sprangen,
Ueber Felder, Fluren hin,
Die sonst heitre, frohe Lieder sangen,
Sahen Scherz und Freude fliehn.

Doch o! jetzt, da milde Lüfte wehen,
Da der Saaten heitres Grün,
Und der Blumen Schmuck entzückt, da sehen
Froh wir in die Zukunft hin;

Da der Sonne heitre milde Strahlen
Auf der neu verjüngten Flur
Sich so freundlich lächelnd wieder malen,
Jubel herrscht in der Natur;

Und des Elends herbe Qualen schweigen,
Weil schon neue Freuden blühn;
Und des Winters Lasten nun sich neigen,
Wer ist da nicht froh im Sinn?

Muntre Knaben fangen ihre Spiele,
Die des Winters rauhe Zeit
Unterbrach, von neuem an, und viele
Werden froher nur erneut.

Fruchtbar prangen überall die Felder,
Deren Segen uns beglückt;
Grünend zeigen sich verjüngte Wälder,
Deren Schatten uns erquickt.

Ja! in Freude, Wonn' und Lust gehüllet,
Lacht die reizende Natur!
Milde Lüfte, von Gesang erfüllet,
Wehen wieder auf der Flur.

Laßt uns diese Freuden jetzt genießen
Heitern Sinnes! leichtes Blut
Wird durch unsre Adern wieder fließen,
Und des Lebens froher Muth.

Der Standhafte.

Geplagt von Unmuth wirft Frontin
Sich plötzlich auf das Lager nieder.
O! spricht er, alles Glück ist hin!
Nur Sorgen kehren täglich wieder!
O welche Qualen sind mein Loos!
Nähm' bald der Tod mich in den Schooß!

Indem er jetzt, zu besserm Wohl,
Den Tod beschwört, ihn zu befreien,
Hängt über ihm ein Terzerol.
Er sieht's und — zagt, statt sich zu freuen.
Warum? weil nur ein dünnes Haar
Desselben einz'ge Feste war.

Behutsam nimmt er's von der Wand,
Spricht stets von Unglück und von Plagen
Des Erdenlebens fort und spannt
Den Hahn — noch immer unter Klagen.
Jetzt drückt er los — doch nicht gezagt!
Er hatte nicht gar viel gewagt.

Er machte nur ein Probestück,
Ob das Gewehr ihm auch versage.
Er läßt den Hahn behend zurück;
Entflohen ist nun jede Klage.
O! spricht er, wie so schnell und leicht
Ist oft der Unmuth doch verscheucht!

Soll ich um eitle Grillen mich —
Um Nichts auf dieser Erde plagen?
Die trüben Wolken theilen sich,
Das Leben hat nicht immer Klagen.
Wie könnte steter Sonnenschein
Auf unsrer feuchten Erde sein?!

Beruhigung.

Dort glänzt in seiner Silberpracht
Ein Stern, der einst auch mir noch lacht!
Zwar trüb' ist jetzt mir die Natur,
Von Freude seh' ich keine Spur.

Doch nach der schwarzen, dunkeln Nacht —
Ist mein Geschick dereinst vollbracht —
Lacht heiter mir der Morgenstern,
Winkt holde Freuden schon von fern! —

Ich bau' auf dich, du hehres Licht,
Das glänzend aus dem Dunkel bricht!
Einst tret' ich noch mit deinem Lauf
Als freier Mann, als Denker auf! —

Am Geburtstage der Geliebten.

Von Frohsinn, Lieb' und Glück geleitet,
Geh', theures Mädchen, deine Bahn!
Nur Seligkeit sei dir bereitet!
Und diese trifft du hier schon an.

So sanft, wie deine Blicke lächeln,
Flieh' deines Lebens Pfad dahin!
Dir müssen milde Weste fächeln
Und Rosen an dem Wege blühn!

Und pflückst du einst auf deinem Pfade,
In deiner Unschuld Zauberlicht,
Am heiter lachenden Gestade
Des Sees ein Vergißmeinnicht;

Dann denk' bei diesem Angebinde
An den, der dir es weiht, zurück!
Der Blumenkranz, den ich dir winde,
Verkündet dir unsterblich Glück!

Am 29. April 1805 Morgens.

Wie? ist es Wahrheit oder Täuschung nur?
Jetzt Schnee noch? auf der schon verjüngten Flur?
Soll denn der trübe Winter nimmer enden?
O allgewaltige Natur!
Du zeichnest grausend deine Spur!
Als ob nur Schrecken zu Gebot dir ständen,
Braust nordwärts her ein wilder Boreas;
Die Luft ist kalt, die Erde schaurig naß,
Und schwarze Wolken läßt der Himmel hangen.
Wie tobt der Sturm durch Wald und Flur!
Ist's doch, als ob dein Zorn, Natur,
Uns strafte, daß wir schon den Lenz besangen.

Nur hin und wieder läßt der Sonne Blick,
Gleichwie ein hehres, besseres Geschick,
Zu der erstarrten, trüben Flur sich nieder.
Doch ach! nicht lange weilt dies Glück,
Bald weicht ihr milder Strahl zurück,
Und Boreas tobt desto toller wieder!

O du, die doch uns sonst den Frühling gab,
Verschließe bald, Natur, der Sorgen Grab,
Daß nun den Holden sehen unsre Blicke!
Ergreife deinen Wanderstab,
Geh bis zum Orkus schnell hinab,
Und kehre dann im Frühlingskleid zurücke!

Auf den Herrn von X. zu X.

Ein Vater seiner Unterthanen
Ist Herr von X. fürwahr!
Er ehrt durch Wohlthun seine Ahnen,
Und fromme Spenden Jahr für Jahr.
Er speist so manche arme Waise,
Nimmt väterlich sich ihrer an,
Und giebt, nicht, daß die Welt ihn preise,
Er thut es ohne Prunk und leise,
Der Armen gar noch einen — Mann,
Auch wohl ein Sümmchen blanker Thaler!
Was thut nicht ein so gutes Herz!
Drum schweigt, ihr unverschämten Prahler!
Denn Euch zu rühmen macht mir Schmerz! —
Als jüngsthin Hans in Noth und Elend kam,
Da war's, wo seine Größe ganz sich zeigte!
Durch schnelles Wohlthun scheucht er Sorg' und Gram
Von des Betrübten blasser Stirn und reichte
Dem Burschen seine Börse dar,
In der ein art'ges Sümmchen war!
Warum? ward er gefragt, aus welchem Grunde
Wohl! üben Sie so großmuthsvolle That?
'Ne närrsche Frag'! weil in 'ner guten Stunde
Er Praktika von mir empfangen hat.

Lob der Philister.

Philister sind gar wohl gescheut!
Sie haben Geld im Beutel.
Bei Geld und Guth giebt's frohe Zeit,
Denn Gelder sind nicht eitel.
Drum wünscht' ich der Philister Geld,
Zu meiner Freude in der Welt,
In sacco stets zu haben.

Als Bursche lebt man seine Zeit
In Jubel und Vergnügen,
So lange nur, zu unserm Leid,
Die Quellen nicht versiegen.
Doch ist auch Geld und Geldeswerth
Dahin, so pumpt, wenn man's begehrt,
Der eifrige Philister.

Denn sieht der Bursche weder Spieß
Noch gros mehr in dem Beutel,
So steht der Jude Moses Ries,
Vom Fuß bis an den Scheitel,
Zu Dienst dem wackern Musensohn,
Und dafür heißt er denn zum Lohn
Der prompteste Kassirer.

Drum schmähet der Philister nicht,
Ihr Brüder! denn sie dienen,
Wenn's uns am Besten oft gebricht,
Geschäftig uns, wie Bienen,
Mit Geldern und die sind kein Blei!
Wir leben noch einmal so frei,
Wenn wir Moneten haben.

Bei Bier, bei Taback und Gesang
Führt man ein flottes Leben.
Es muß bei vollem Becherklang
Der Manichäer beben!
Die Burschenzeit, da noch sie weilt,
Genießt sie, Brüder! denn sie eilt
Nur allzuschnell vorüber!

Drum denket, wenn's an Geld gebricht,
Die Gelder sind nicht eitel;
Und schmähet der Philister nicht.
Denn wahrlich euer Beutel
Befindet sich sehr wohl dabei!
Wir leben noch einmal so frei,
Wenn wir Moneten haben.

Uebers Mädel.

Möcht' wohl mal 'n Gedichtel machen,
Schlicht und recht, gar ohne Witz.
Mag man immer drüber lachen!
'Sis denn doch zu etwas nütz.
Denn mir spukt es im Gehirne,
Drum und dran, von jener Dirne,
Die ich neulich sah; weiß nicht,
Was mein' Seel' mir jetzt gebricht!

Als ich bei dem letzten Tanze
Ihr so recht in's Aeuglein sah,
Stürmt' es in der Herzensschanze,
Und ich stand, wie Hänschen, da!
Wußt' mein' Seel' nichts mehr von Touren,
Machte herzlich dumme Kouren.
Denn traun! eng ward mir der Wamms,
Eng und heiß, daß Gott erbarm's!

Sah da wohl manch' schmucke Dirne,
Mit gar lieblichem Gesicht,
Doch mein' Seel', die glatte Stirne
Und die Nas' gefiel mir nicht!
Denn mit jener rezensiren
Alles sie nach Hofmanieren.
Spott ist ihnen eingeimpft!
Und das Näschen — wird gerümpft!

Nein, mein' Seel'! 'ne ofne Miene
Und 'n Schmatz behagt mir traun!
Gleich als ob die Sonne schiene,
Mag ich gern 's Gesichtchen schaun.
Und so ist fürwahr mein Dirnchen!
'S hat 'n liebes ofnes Stirnchen,
Schaut in's Aug' uns, wie der Mond,
Wenn er sanft hernieder thront.

Weiß mir jetzt nicht mehr zu helfen!
'S krabbelt mir im Herzchen drinn.
Bin auch einer von den Guelfen,
Der für Weibchenhuld hat Sinn!
'S plagt und sticht mich, wie die Biene,
Seh ich ihre sanfte Miene,
Weiß nicht mehr, wo aus noch ein,
'S brennt wie Mittags-Sonnenschein.

Möcht' ihr wohl 'n Gedichtel machen,
Schlicht und recht, gar ohne Witz.
Doch sie könnt' es traun! belachen,
Könnte sagen, 's wär nichts nütz.
Drum so will ich's nur verschweigen,
Was ich sang, 's wird schon sich zeigen!
Denn mein' Seel'! ich ruhe nicht,
Bis mir's Dirnchen Liebe spricht.

Das Lied aus der Ferne.

Im Lande der Brennen ein Städtchen ist,
Ein Städtchen, so klein und so niedlich!
In diesem Städtchen ein Mädchen ist,
Ein Mädchen, so hold und so lieblich!
O dieses Mädchen besinge mein Lied,
Es schweife begeistert in's hehre Gebiet
Der Liebe! — sel'gen Entzückens!

Voll reizender Anmuth das Mädchen iſt,
Voll ſanfter Huld in den Zügen.
Ein Herz, o ſo edel! das Mädchen beſitzt,
Ein Herz aus dem Lande der Liebe.
O Minna, hold' Minna, wie biſt du ſo gut!
In dir rollt wahrlich kein niedriges Blut,
Du biſt verwandt mit den Göttern!

Ihr Antlitz holdes Entzücken nur ſtrahlt,
Ihr Auge den Blicken begegnet,
Die hin auf ihr Mitleid der Bittende wirft;
Des Armen Flehn ſie erhöret.
Ach! auch ich hätte ein Bittchen an ſie,
Ein Bittchen, das ich bei'm Himmel! noch nie
An eine Schöne geſendet.

Horch auf! lieb' Mädchen, hörſt jetzt nicht Geſang,
Wie aus der Ferne erſchallen?
Vernimmſt nicht, hold' Liebchen, jetzt lauſchenden Ohrs,
Der Liebe bang klagende Töne?
O wiſſe! es ſingt jetzt ein Rittersmann dich,
Ein Ritter der Liebe, und härmet ach! ſich,
Daß ihn hold' Minna nicht höret.

Doch horch! o horch! es kommt näher der Ton,
Wie aus entfernten Gefilden.
Bald bittend, bald klagend ertönet das Lied.
Ach! daß es doch Mitleid erweckte!
Jetzt iſt es dir nah' und der Barde mit ihm,
Er bittet dich flehend, du wolleſt ach! ihm
Dein Herz, deine Liebe doch ſchenken!

Die Sterblichkeit.

Flüchtig fliehn des Lebens Tage
Unter Freud' und Leid, dahin.
Schwankend schwebt die Richterwaage,
Bis auch ich einst Asche bin.
O! bald senkt sie sich hernieder,
Bald umhüllet Todesluft
Mein Gebein, und Sterbelieder
Dringen hin zur stillen Gruft!

Unbegreiflich hohes Wesen!
Unerforschlich ist dein Schluß,
Wenn ich, heute kaum gewesen,
Morgen schon zum Kirchhof muß!
O! es hüllt ein schaurig Dunkel
Unsrer künft'gen Tage Lauf.
Dunkel liegt das Leben, dunkel
Geht die Bahn zu Gott hinauf.

Rosen blühen, Rosen welken
In dem Schooße der Natur.
Hyacinthen, Lilien, Nelken,
Prangen heute auf der Flur,
Ach! und morgen wehen Winde
Schaurig über ihren Staub
Hin zur nahen Kirchhofs-Linde
Auf verwelktes dürres Laub!

O! auch wir Geschafne blühen
In des Frühlings Rosenzeit.
Kummer, Gram und Sorgen fliehen,
Uns beseligt Fröhlichkeit.
Und wenn nun wir recht genießen
Dieses Glückes, recht uns freun,
Im Gefühl der Lust, der süßen,
Uns bewußt sind, Mensch zu sein, —

Raubt der Tod uns unsre Freuden,
Unser Dasein, unser Glück!
Und wir müssen plötzlich scheiden,
Lassen Lust und Scherz zurück!
Doch auch manchen müden Pilger
Trift er, seiner harrend schon,
Und er, aller Sorgen Tilger,
Führt ihn zu des Höchsten Thron.

Hast du einst, o Freund der Müden!
Auch bei mir dich eingestellt,
O, so finde mich in Frieden,
Hoffend auf die beßre Welt;
Führe mich zu jenen Höhen,
Wo ich Gott, in Glanz gehüllt,
Soll in seiner Größe sehen,
Wo ein Blick das Auge füllt!

An die Hofnung.

Hofnung, du, des Lebens Sonne,
Und der Dulder Trösterin!
Lächle Ruhe, lächle Wonne,
Auf des Lebens Pfad mir hin!
Denn nur du beglückst den müden
Armen Pilger auf der Bahn,
Füllst die Brust mit stillem Frieden,
Leitest uns in süßem Wahn.

INST. OXFORD

Keine Freude, keine Wonne,
Gäb' es auf der ganzen Welt,
Würde nicht von dir, o Sonne,
Unſer trüber Pfad erhellt.
Ohne dich wär' Alles Täuſchung,
Unſre Freude nur ein Traum;
Alle göttliche Verheißung
Wäre nur ein leerer Schaum.

Und die Sorge machte matter,
Weil wir nie ihr Ende ſähn;
Würde, eine gift'ge Natter,
Ewig uns zur Seite gehn.
Unſer Daſein wäre Leiden,
Unſer Geiſt, des Todes Raub,
Reifte nicht zu höhern Freuden,
Würde, wie der Leib, zu Staub!

Hofnung! Hofnung! Wonnetöne!
Die dein Zauber uns entlockt.
O! dich halten Erdenſöhne,
Wenn des Körpers Blut ſchon ſtockt.
Froh im Geiſt und feſt im Glauben,
Hoffen ſie die Seligkeit,
Spotten ſie des Witzes Schrauben,
Harren ſie der Ewigkeit.

Und ſo ſchlummern ſie hinüber,
In die Kreiſe höhrer Luſt,
Sehen, Engel jetzt, herüber,
Wo noch Hofnung füllt die Bruſt;
Wo der Jüngling der Geliebten
Arm zum holden Band umſchlingt;
Wo dem Greis zum ungetrübten
Höhern Glück der Seraph winkt.

Jeder freut sich seines Lebens,
Wenn noch Hofnung füllt die Brust;
Doch sie flieht! und ach! vergebens
Lacht ihm jetzt des Daseins Lust.
Ja, nur eine trübe Leere
Wär' das Leben ohne sie.
Selbst die sel'ge Liebe wäre
Nicht der Seele Harmonie.

Gehe, Göttin, mir zur Seite,
Wenn des Lebens Tag ist schwül!
Leite deinen Jünger, leite,
Leite glücklich mich an's Ziel!
Drum so will ich ewig hoffen;
Jetzt, — wo noch die Sonne lacht, —
Und — wenn mich mein Loos getroffen, —
Auch in jener dunkeln Nacht!

Frühlingslied.

Seitenstück zu einem ähnlichen von Göthe.

In welcher hohen Zauberpracht
Seh' ich den Lenz! wie herrlich lacht
Die Sonn' auf der verjüngten Flur!
In ihrer Frühlings-Zauberspur!
Wie fühlt das Herz sich jetzt so froh!
Da jüngst noch jede Freude floh.

Das holde Veilchen blüht empor
Und prangt im dunkelblauen Flor
An manches trauten Mädchens Brust.
Die Flur, so schön! lacht höhre Lust.
O Glück! o Wonn'! o Frühlingspracht!
Dir weicht besiegt des Winters Nacht.

Mit ihr flieht jeder Gram und Schmerz.
Wie fühlt sich leicht das schwere Herz!
Da jetzt so hehr die Sonne blinkt,
Die freudeblickend nieder winkt.
Der muntern Lerchen frohes Chor
Schickt seinen Dank zu Gott empor.

Und Liebe, sie, des Frühlings Pracht,
Senkt sich mit ihrer Zaubermacht
In manches freudenleere Herz
Mit ihrer Wonne, ihrem Schmerz.
Es geht der Jüngling, liebewarm,
Mit seinem Liebchen Arm in Arm.

Sie fühlen ganz der Liebe Glück;
Von höhrer Wonne glänzt ihr Blick;
Sie athmen seelenvolle Lust,
Und klopfend fühlt die frohe Brust
Der Liebe hohe Seligkeit,
Der jedes Wesen ist geweiht.

Und ach! ich geh' so ganz allein
Einher! kein traulicher Verein
Erfüllt mit höhrer Lust das Herz,
Verscheucht den Gram, den trüben Schmerz!
Vergebens such' ich auf der Flur
Mein Glück! mir schlummert die Natur.

Nur öd' und traurig ist's um mich!
Mein Herz fühlt leer von Freude sich.
O keine Hofnung strahlt mir mehr!
Wenn ich nur erst dort oben wär'!
Denn jenseits flieht des Winters Nacht
Und ewig glänzt dort Frühlingspracht!

An den Mond.

Ein Versuch in Ossians Manier.

Holdes Licht der Nacht! Wie blinkst du aus schimmernder Ferne! lächelst Ruhe und Frieden oft auf den Dulder herab! — O wer weilt da, am lichtbesaumten Rande des Himmels? wohin schwach nur mein sterbliches Auge mich trägt! Bist du's nicht? meine Laura? O komm herab zu mir in dem rosenfarbnen Gewande deiner Liebe! — Aber sie kommt nicht! — Bleicher blickst du, o Licht, von deiner Höhe herab! — Kein Seliger kehrt mehr in die Thäler des Jammers zurück! Schwarz liegen die Nebel des Lebens vor meiner gefalteten Stirn. Fern ist die Freude dem tief verwundeten Herzen! — Aber nicht immer werd' ich hier wallen. Winke mir, Laura, nur Duldung noch zu! Bald schwebt mein Geist zu deinen Höhen hinauf! Schwisterlich küssen sich die Lüfte, die unsre Schatten leise umwehen. — Sieh o lächelnder Mond von deiner Höhe herab!

An meine Freunde zu P. 1807.

So kommt denn, kommt! ihr mir so theuern Freunde!
Zu mir, zur Heimath Flur zurück!
Vergesset P., vergesset Freund' und Feinde!
Dort nicht, hier winkt euch euer Glück.

Bald rollt der Ball der sorgenschwangern Erde
Schon dreimal um die Sonne hin,
Und tausendmal lenkt Phöbus schon die Pferde,
Seit ich von euch geschieden bin.

So mancher Tag, so manche trübe Stunde,
Entfloh mir seit der Trennungszeit.
Sie schlug, ganz mitleidslos, die tiefste Wunde
Mir ach! und hin war Lust und Freud'!

Oft dacht' ich euch im einsam stillen Zimmer,
Oft bei des Mondes Silberschein.
Ich sah den Glanz, der Sterne sanft Geflimmer,
Und — fühlte mich so ganz allein!

O holder Mond, der du im raschen Kreise
Von Ost bis West die Erd' umirrst,
Sahst du sie nicht auf deiner Pilgerreise?
Von der du nimmer dich verirrst?

O sage mir: was machen sie, die Lieben?
Sind sie der Freundschaft eingedenk —
Sind sie des Freundes eingedenk geblieben?
Sprich! gieb' ein Ja mir zum Geschenk!

Ja, ja, sie sind's! sind eingedenk des Freundes!
Mir sagt's dein lächelndes Gesicht.
Nicht wahr? die Guten freuen sich des Freundes,
Und ihre Worte trügen nicht!

So kommt denn, kommt! an eures Freundes Busen,
Der euer, ach! so sehnlich harrt.
Kommt eilend bald! im Tempel seiner Musen
Ist er vor Kälte fast erstarrt.

Belebt auf's neu das trüb' umwölkte Auge,
Der Stirne Falten scheuchet fort!
Damit des Geistes Hülle wieder tauge,
Und bringt sein Schiff in sichern Port!

Gebt seinem stummen Munde wieder Leben!
Der Wangen Roth stellt wieder her;
Weckt seine Thatkraft, weckt ein höhres Streben!
Und macht die Brust von Sorgen leer!

Doch wohl mir, wohl! ihr kommt ja, meine Freunde,
Bringt mir ein Herz voll Lieb' und Treu'.
Entfliehet denn, ihr, meiner Ruhe Feinde,
Ihr Sorgen! macht das Herz mir frei!

In euerm Arm will ich den Gram vergessen,
Der diese Brust so bang' gedrückt,
Aus meinem Auge schnell die Thräne pressen,
Die jetzt noch auf den Wimpern zückt.

Dann feiern wir des Wiedersehens Wonne.
Der Mund, vor lauter Freude stumm,
Schweigt lächelnd, — küßt — und lachend winkt die Sonne
Schon hier uns ein Elysium! —

In das Stammbuch eines Freundes.

Sei glücklich im Genuß der Lebensfreuden!
Sei standhaft, wenn ein Mißgeschick dich drückt!
Nur dann umnachten uns der Erde Leiden,
Wenn nie ein Stern der Hofnung mehr uns blickt!

Bei'm Abschiede von meinem Freunde W.

Crossen im September 1807.

Dich begleiten unsre trüben Blicke,
Und der Freundschaft Stimme ruft dir nach:
Denk', o Trauter, denk' an uns zurücke,
Wenn dir sinkt des Abschieds Trauertag!

Ja, dir Bester, folgen unsre Zähren,
Denn der Zukunft Dunkel hüllt den Weg.
Wann, ach! wann wirst du uns wiederkehren?
Einsam gehen wir nun unsern Weg.

Doch nicht immer wirst du, fern uns, weilen.
Wiedersehen stärkt die kranke Brust,
Wird der Trennung tiefe Wunden heilen,
Und dann wandelt Trauern sich in Lust.

Nach der Abreise meines Freundes K. nach L. 1808.

Und auch du? du bester meiner Freunde!
Gehst der Trennung trüben Pfad, der mir
Schon so manchen raubte meiner Freunde,
Gehst nach L. und läst zurück mich hier?! —

Wandle, da nun doch des Schicksals Schlüsse
Dich aus deiner Freunde Mitte ziehn,
Deine Pfade, Bester! und es müsse
Ruhm und Glück dir dort entgegen blühn!

Wahre Freundschaft hielt dich hier umschlungen.
O sie war so innig und so rein!
Und du fühltest ihre Huldigungen,
Fühltest diesen seligen Verein!

Und so müss auch dort dir Freundschaft blühen,
Edle Freundschaft, welche nie vergeht!
Jede trübe Wolke schnell entfliehen,
Die ein Nord um deine Schläfe weht.

Fühlst du dann in treuer Freunde Mitte
Glücklich ganz durch ihre Freundschaft dich,
O so denke — denke dieser Bitte! —
Auch zuweilen, Bester, noch an mich!

Denke unsrer frohen Wanderungen
In den stillen Tempel der Natur!
Fühle dich von ihrem Reiz durchdrungen,
Folge mir noch einmal auf die Flur!

Denke, wie auf jenen steilen Höhen
In die Fern' das Auge sich verlor!
Siehst du dort die bunten Wimpel wehen?
O da blühet deines Sachsens Flor.

Und der Blick durchschweifet kühn die Lüfte,
Schwingt hinaus sich über Wald und Feld,
Irrt durch Thäler, über Berg' und Klüfte,
In das Land, das seine Lieben hält.

Und nun gehst du seiner Flur entgegen!
Bald umfängt dich deiner Lieben Arm.
Laß dem biedern Vater jetzt den Segen!
Laß dem treuen Freunde seinen Harm!

Anmerkung zu Vers 7.
Steile Höhen: die steile Wand bei Frankfurth an der Oder.

Das Freudenmeer.

Es strömt ein ew'ges Freudenmeer
Durch's Leben hin, durch's Leben her;
Es wohnt ein hoher, mächt'ger Geist,
Ein Geist in uns, der Liebe heißt.

Was drängt das Herz zum Hochgenuß
Der Jugend? was im Thränenguß
Netzt uns der Augen mildes Licht?
Was färbt und bleicht das Angesicht?

Und doch! was macht das Leben froh?
Was schaft den Jüngling, oft so roh!
Zum hohen Kunstgebilde um?
Dem Schöpfer selbst ein Heiligthum!

Was schwellt des Mädchens Busen hoch?
Was hebt ihn, wie die Meereswog'
Im Sturm empor? — ein hohes Bild!
Das unser Herz und Auge füllt.

Ja, was umhellt des Lebens Pfad
Mit ew'gem Licht? was treibt die Saat
Aus ihrem Keim in's frische Grün?
Was läßt uns Flur und Auen blühn?

Nichts ander's als der Liebe Macht!
Sie winkt in ihrer Zauberpracht
Dem Jüngling Glück, dem Greise Ruh',
Ihr eilt, was lebt, mit Freuden zu.

Denn Dunkel hüllt und ew'ge Nacht
Des Menschen Pfad, der ihrer lacht.
Kalt weh'n die Lüfte seiner Flur,
Verwesung haucht ihm die Natur.

Wem strömt dies ew'ge Freudenmeer
Durch's Leben hin, durch's Leben her?
Dir? — O so wohnt ein hoher Geist,
Ein Geist in dir, der Liebe heißt!

Auf den Tod des Studenten Sch.,

der am 31. Mai 1808 in der Oder ertrank.

Was ertönen dort für laute Klagen,
Viadrus, an deines Ufers Rand?
Ach! du hast den Freund uns hin getragen
In das ferne unbekannte Land!

Warum doch, aus unsrer frohen Mitte,
Raubst du Harter uns den besten Freund?
Trübst des Elternpaares ruh'ge Hütte,
Das dem Sohne bange Thränen weint?

Ach! vielleicht auch Brüder, Schwestern, weinen
Dem Entseelten heiße Thränen nach,
Und es rinnt die Zeit betrübt den Seinen
Lange in des Lebens stillen Bach.

Du, o Jüngling, hast jetzt überwunden,
Und entflohen ist dein sel'ger Geist.
Ach! wer weiß, ob nicht, nach kurzen Stunden,
Auch der Tod mich zu den Schatten weist.

Dunkel liegen sie, die künft'gen Zeiten,
Vor des Auges trübem Blicke da.
Wär, ach wär auch ich nur erst den Weiten
Jener Seligkeit, dem Himmel, nah!

Gegenwart und Zukunft.

Wo eilt ihr Zeiten hin? in euerm raſchen Fluge?
In welche Ewigkeiten trägt euch euer Lauf?
Es flieht die Gegenwart, es rollt in einem Zuge
In die Vergangenheit der Zukunft Vorhang auf.

Ja! unerforſchlich ſind des Ewigen Geſetze.
Sie kommt und flieht, die Zeit, in ihrer raſchen Bahn,
Bringt Dornen, Roſen uns, und breitet ihre Netze
Vor unſern Augen aus, gefüllt mit Licht und Wahn.

Wir ringen, ſtaubgeboren, nach des Daſeins Zauber,
Und dennoch deckt den Blick des Schickſals dunkle Nacht.
Des Donners Stimme kracht — wie? hört ſie wohl ein Tauber?
Sieht wohl der Blinde ſie — der Sonne hohe Pracht?

Und ſo auch dringt der Geiſt nicht in die dunkeln Tiefen
Der künft'gen Gegenwart — was iſt des Menſchen Loos?
Iſt's Daſein oder Tod? — Sie waren und entſchliefen
Die Väter alle ſchon im dunkeln Erdenſchooß. — —

Rollt, Zeiten, immer hin in euerm raſchen Fluge!
Ihr geht der Ewigkeit und ich des Staubes Bahn.
Rollt eure Welten hin zum großen Aſchenkruge!
Mein Geiſt erreicht euch nicht, mein Blick geht himmelan!

Der Jüngling am Meer.

Was klagt am Gestade so bang und schwer
Der Jüngling im Trauergewand?
Es sausen die Winde, es brauset das Meer,
Es bricht sich die Woge am Strand.
Wohl schaut er hinaus und schaut in die See,
Und rufet den Winden ein schauriges Weh!

Was fehlt dir? du trauernde Jünglingsgestalt!
Was klagst du den Winden dein Leid?
Kalt wehn sie vorüber, vergebens erschallt
Dein Ruf in den tosenden Streit!
Schnell ist ihr Treiben, dich trügt dein Gesicht.
Laß ab, laß ab! sie hören dich nicht!

Und täglich sah man zum Meere ihn gehn,
Den Jüngling im Trauergewand,
Dort weinen, dort klagen und trauernd stehn,
Bis einst entseelt man ihn fand,
Den Blick hinaus in die Ferne gericht't,
Entstellt und verfallen sein Trauergesicht.

Wohl klagtest du, Jüngling, dein hartes Geschick!
Dich liebte die lieblichste Maid.
Dort sahst du sie sinken, den scheidenden Blick
Dir noch im Tode geweiht!
Ein Opfer sank sie der wogenden See.
Wohl riefst du den Winden ein schauriges Weh!

Nun klagt am Gestade nicht bang mehr und schwer
Der Jüngling im Trauergewand.
Es spült jetzt einsam das brausende Meer
Die schäumenden Wogen an's Land.
Nicht schaut hinaus mehr sein blasses Gesicht.
Laß toben die Winde! er höret sie nicht! —

Blicke in's Leben.

In diesem öden Raume
Verflecht der thät'ge Geist.
Ihm blinkt am Himmelssaume
Kein Stern! er ist verwaist.
Dräng' auch zu ihm der Wahrheit Licht,
Er staunt — er sieht, und — kennt es nicht!

Wo seid ihr, Jugendjahre?
Ach! mir so schnell entflohn!
Es winkt zum Traualtare
Der Tod dem Erdensohn.
Es sinkt dahin im öden Raum,
Vom Sturm geknickt, der Blüthenbaum.

Was ist des Menschen Leben?
Ein Frühlingstag, der Flur
Auf kurze Zeit gegeben!
Im Dunkel sinkt die Spur;
Und Dunkel hüllt des Todes Pfad —
Wann reift die hier gesä'te Saat?

Es kreisen dort die Sterne
Den immer gleichen Lauf.
Es hellt sich aus der Ferne
Der Zukunft Dunkel auf.
Dort, über'm hehren Sternenzelt,
Winkt tröstend eine beßre Welt!

Das Geschick.

Es prangt die Sonne am himmlischen Bau
Im Rosengewande der Liebe,
Läßt manche Blume entduften dem Grün,
Läßt manches rosige Mädchen uns blühn,
Doch ach! nur blühn, um zu welken!

Es lacht im stillen Gefilde der Ruh
Der Mond so traulich hernieder.
Huld ist sein Licht, und Liebe sein Blick!
Lacht er auch mir? o hartes Geschick!
Mir nicht! er lacht nur den Frohen.

Es blinkt dort oben ein Sternenheer
Und funkelt im schimmernden Lichte,
Es strahlt den milden, silbernen Schein
In glückliche Herzen — nur mir allein
Blinkt ach! vergebens sein Schimmer.

Und Nacht umhüllt den zweifelnden Blick.
Wann wird es endlich doch tagen?
Nie! nie! es sagt mir's ein dunkles Gefühl.
Der Tag ist heiß, der Abend ist schwül.
So muß die Lilie verschmachten! —

Die fliehende Freude.

Wie ist dir bang!
O Herz, die Wang'
Mit ihrem Roth verblüht.
Es stirbt dahin
Der frohe Sinn
Und alle Freude flieht!

O hart Geschick!
Wann wird mein Blick
Die beßre Zukunft sehn?
Wann wird die Nacht,
Die lange Nacht
In Dämm'rung übergehn?

Doch hoffe nicht,
O Herz! das Licht
Der Freude lacht dir nie!
Dir winkt das Grab,
Das düstre Grab,
Und ach! es winkt dir früh!

So winkt es dir,
O Jüngling! hier
Schon in des Lenzes Blüth'?!
Die Nacht ist lang',
Es bleicht die Wang',
Und alle Freude flieht!

Empfindungen am Grabe unsers geliebten Freundes C. G. M.,

der uns am 9. November 1808 durch den Tod entrissen ward.

Du stirbst, o Freund?! und läst uns unsern Klagen?!
Eilst deinem Schicksal ach! so früh schon zu?!
Wir stehn betäubt — die trüben Blicke sagen:
Er ist dahin, der Freund! er ist zur Ruh!

O Tod! du raubst aus unsrer frohen Mitte
Uns ach! den edelsten, den besten Freund!
Flieh', Harter! flieh'! noch rauschen deine Tritte,
Du Schrecklicher! das trübe Auge weint.

In Thränen, die so bang' und bitter fließen,
Netzt sich des Vaters und der Mutter Blick.
Es traur't das Haus — die Thränengüsse gießen
Des Sel'gen Bild in unser Herz zurück.

Doch ach! umsonst erflehen wir dich wieder!
Du gingst dahin, wo keiner wiederkehrt,
Siehst von dem Sitz der Seligkeiten nieder,
O Freund! auf uns, die unser Schmerz verzehrt.

Dir weihen wir noch eine heiße Zähre,
Des edlen Freundes würdig, dem sie fließt.
Du warst es ganz! verklärter Geist, o wäre
Sie nie geweint, die Zähre, dem sie fließt!

Des Schicksals Schluß ist hart, doch Unterwerfen
Und Dulden ist des Menschen frühstes Loos!
Wir tragen still — warum den Schmerz noch schärfen? —
Des Freundes Staub, Natur, in deinen Schooß.

Die Zeit.

Hin eilt die Zeit, in ihren raschen Schwingen,
Ein Bild der Ewigkeit in ihrem Lauf!
Vergebens mag ich mit der schnellen ringen —
Sie kommt und flieht, und niemand hält sie auf.

So viel und doch so wenig auch! enthaltend,
Wird stets sie sich, die fesselose, nahn;
In ihrem Laufe beides treu entfaltend —
Der Welten Flug — der trägen Schnecke Bahn.

Und ihrem Winke folgend wird der Weise
Sie nutzen, die beständig kommt und flieht,
Bis, mit dem letzten Schritt der Lebensreise,
Der Vorhang fällt — der Vorhang auf — sich zieht.

Dann wird ihr Bild sich zaubrisch ihm enthüllen.
Er wird den Anfang und das Ende sehn.
Ein höhres Licht wird seine Blicke füllen,
Und unter ihm wird diese Welt vergehn.

Es wird uns jene Welt nur träumend finden.
Es sinkt der Schleier und es schwind't der Traum.
Doch auch, was mit dem Traume war, muß schwinden,
Die Seifenblase platzt im Aetherraum.

Wer mißt den Raum bis hin zu jenen Höhen,
Wo dort im Blau das ew'ge Feuer glüht?
Der Blick erstarrt — wird sie das Auge sehen?
Geduld! sie kommt, die Zeit, sie kommt und — flieht!

Das Vaterland.

Kennst du das Land, wo alte Treue gilt?
Das, ferne dir, die Brust mit Sehnsucht füllt,
Wohin dein Blick, wenn kaum der Tag sich regt,
Der Abend sinkt, dich schnellen Fluges trägt?
Kennst du es wohl? dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!

Kennst du das Haus? der Unschuld Heiligthum.
Froh treibt der Knab' in seinem Raume um.
Der Liebe Macht — will liebend er entfliehn.
Still sieht's der Saal, sieht seiner Wange Glühn.
Kennst du es wohl? dahin, dahin
Laß mich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!

Kennst du die Luft? die in dem Lande weht,
Wo Trauben glühn, das Waizenfeld sich blüht.
Das Segel schwillt in stiller Abendgluth.
Schnell strömt dahin des Meeres blaue Fluth.
Kennst du es wohl? dahin, dahin
In's Vaterland, o Theurer, laß uns ziehn!

Die Freundschaft.

Meinem Freunde C. P. gewidmet.

Die wahre Freundschaft will ich singen,
Die mir den besten Freund gebracht,
Der mit mir weinet, scherzt und lacht;
Ihm soll dies kleine Lied erklingen!

Die Freundschaft ist mir wahre Wonne
In meinem biedern Herzensfreund,
Den das Geschick mir zugesellt;
Mir lacht in ihm des Lebens Sonne.

Er ist so gut, so brav und bieder!
Stets heiter, froh und ohne Harm,
Giebt er dem Freunde seinen Arm,
Und beide Freunde werden Brüder.

Ist Freundschaft nicht verwandt mit Liebe?
Wir lieben Beide — er und ich;
Ich küsse ihn, er küsset mich.
O holde Freundschaft! sel'ge Triebe!

Und o! wie rein sind diese Triebe!
Verbunden durch die Sympathie,
Blüht unsre Freundschaft, welket nie;
Fern ist der Wankelmuth der Liebe.

Nein! Freundschaft weckt ein höhres Streben —
Nach Thaten für den edlen Freund,
Der's mit dem Freunde redlich meint.
Für solchen Freund ließ' ich mein Leben!

An deinem Busen werd' ich weinen,
Wenn einst der Trennung Stunde schlägt
Wenn du dein Ziel zurück gelegt.
O möcht' sie nie, ach! nie erscheinen!

So nimm denn hin dies Angebinde,
Du Bester! das die Freundschaft heut
Dem biedersten der Freunde weiht,
In dem ich meinen Carlos finde.

Nach der Abreise meines Freundes — den ich meine — von Berlin.

So gehst du fort?! du bester meiner Freunde!
Ach! traurig winkt die ferne Zukunft mir.
Ich steh' allein — getrennt von meinem Freunde,
Lacht keine Freude, lacht kein Glück mir hier!

Da sitz' ich nun! und weiter rollt der Wagen
Nach Süden hin mit meinem Freunde fort!
Vergebens ist des Herzens Flehn! erjagen
Werd' ich ihn nicht! mich hält der rauhe Nord.

Wie ich, o Freund! dich liebe, liebt hienieden
Dich keiner mehr! im Herzen steht dein Bild,
So hell und rein, wie Sonnenglanz von Süden,
In's Rosenroth Aurorens eingehüllt.

Verlassen steh' ich da im Weltgetümmel
Und im Gewühl der traurig großen Stadt.
Mich schreckt der Ort, der nicht den heitern Himmel
Der Freundschaft mehr für den Verlaßnen hat.

Wie einsam liegt mit ihren stolzen Thürmen,
Mit ihrer Pracht, die große Stadt jetzt da
Vor meinem Blick! — Wer soll die Freundschaft schirmen,
Die trauernde? — Du bist mir nicht mehr nah!

Doch ach! was hilft mein Klagen? dich ereilet
Die Sehnsucht nicht, die jetzt mein Herz beengt.
Du bist ja dort! und keine Freude heilet
Das kranke Herz, das nur den Freund jetzt denkt.

Inschrift eines Grabsteins.

So seid ihr hin! ihr Guten, ach! es fließen
Der Hinterbliebnen bange Thränen Euch.
Hier stehen sie, zu eures Grabes Füßen,
Und ihre Wangen macht der Kummer bleich.

Hart ist ihr Loos! denn kaum entriß den Gatten
Der Gattin ach! der grausam strenge Tod,
So eilte schnell zu seinen dunkeln Schatten
Der frommen Tochter heitres Morgenroth.

Und auch du, treuer Diener! mußtest scheiden!
Treu, wie du warst im Leben, theiltest du
Mit deinem Herrn nun auch des Todes Leiden.
Auf ihren Hügeln schwebt des Grabes Ruh.

Doch in des Himmels weiten lichten Höhen
Weilt unter Sel'gen ihr verklärter Geist.
Der Hinterbliebnen Trost ist Wiedersehen,
Das Hofnung ihrem tiefen Schmerz verheißt.

J...s Abschied von Berlin 1809.

So geh' ich denn, nach des Geschickes Schlüssen,
Aus deinen Mauern, traurig große Stadt!
Die für den Reichen Gold und Leckerbissen,
Doch für den Armen kaum ein Räumchen hat.

Du gabst mir nicht, was g'nügsam ich erflehte,
Ein Plätzchen, das mir wieder Arbeit — Brod —
Erwürbe! — ach! des Krieges Sturm verwehte
Des Wohlstands Spur und brachte Sorg' und Noth.

Auf fernen Fluren will ich's also suchen,
Das beßre Glück, das nirgends hier ich fand.
Doch will ich nimmer dem Geschicke fluchen,
Das mir des Lebens schönsten Reiz entwand.

Denn Freunde, ach! die besten läßt zurücke
Mein Fuß, der zögernd jetzt nach Norden irrt.
Nicht seh' ich mehr der Theuern letzte Blicke.
Da steh' ich! ängstlich zaudernd und verwirrt.

Doch ach! was hilft des Herzens banges Klagen?
Fort muß ich ja! so will es mein Geschick.
Denn nimmer werd' ich's, nimmer hier erjagen
Das lang' gehofte, nie erreichte Glück.

So lebt denn wohl! ihr mir so theuern Freunde!
Euch denk' ich, hält auch gleich der Nordpol mich.
Noch hab' ich nicht das Schicksal ganz zum Feinde,
Da mir der Freundschaft Glück noch nicht entwich.

Nehmt meinen Dank für eure edle Güte,
Für jeden Blumenschmuck, den eure Hand,
Mit liebevollem, freundlichem Gemüthe,
Um meines Lebens heitre Schläfe wand.

Des Schicksals Schluß ist dunkel und verborgen.
Die Sonne sinkt und Abendwinde wehn;
Doch aus der Nacht bricht heller einst der Morgen
Und winkt ein freudenvolles Wiedersehn.

Auf die eheliche Verbindung eines Freundes.

Hold lächeln uns der Jugend frohe Jahre.
Auf Dornen nicht, auf Rosen tritt der Fuß.
Und selbst der Greis noch fühlt im Silberhaare,
Dem Ziele nah, der Jugend Hochgenuß.

Doch wird so hold uns nicht ihr Zauber winken,
Geht jeder nur des Lebens Pfad allein.
Nicht wird so heiter uns der Abend sinken,
Der Morgen sich zur Wonne uns erneu'n.

Drum suchet, wenn des Lebens Sonne steiget,
Der Jüngling sich ein trautes Mädchen aus,
Zu dem sein Herz, sein Busen hin sich neiget,
Und führt die Holde in des Vaters Haus.

An ihrer Hand durchwallt er froh sein Leben,
Weil sie den Reiz des Daseins ihm erhöht,
Sich mit ihm freut, die Sorgen theilt, — denn eben
Wird jeder Pfad, wenn ihn die Liebe geht.

Dir ward, o Freund, dies holde Glück beschieden!
Du fandest Sie, die Theure — längst schon sah
Der Liebesgott den schönsten Bund hienieden,
Als sie es sprach, das traute süße Ja.

Jetzt ist Sie dein! am holden Brautaltare
Auf ewig dir und deinem Glück vermählt!
So lebe denn des Lebens spätste Jahre
Mit Ihr! — die liebend sich dein Herz gewählt!

An Mütterchen zu ihrem Geburtstage.

Ich bin ein kleiner Junge,
Der kaum nur lallen kann.
Noch stößet Dolschens Zunge
Erst an ein Zähnchen an.

Drum kann ich auch nur lächeln
An diesem Freudentag,
O Mütterchen, nur lächeln!
So gern ich sprechen mag.

Doch glaub' es nur, Mamachen,
Nichts Beßers wünschen dir
Matantchen und Papachen,
Als ich dir wünsche — dir!

Noch bin ich, noch dein Hähnchen
Im Korbe, klein und dumm;
Doch nur noch ein'ge Zähnchen!
So bin ich nicht mehr stumm.

Zur Verbindungsfeier an Henriette K.,

bei Uebersendung eines Bouquets künstlicher Rosen im Winter 1811.

Die Rose gleicht der Jugendblüthe.
Sie prangt im lachenden Gefild!
Doch weislich gab des Schöpfers Güte
Der sterblichen ein sterblich Bild.
Sie blüht und welkt — ein kurzes Leben —
Muß stets sie neues Leben geben!

Doch dieser Rosen heitres Prangen,
Es glänzt im ew'gen Frühlingslicht!
Sind Jahre schon dahin gegangen,
Es bleichet nicht, und welket nicht.
O mög' es Ihrem Glücke gleichen!
Und nur der schönern Blüthe weichen!

Am 25. August 1813;

nach aufgehobenem Waffenstillstande auf der Höhe von Pülzen bei Schweidnitz.

Neu beginnt der Völker muthig Streben,
Neu gerüstet steht Borussien.
In den Lorbeer Völkerglück zu weben,
Ist sein Zweck — und o! wie ist er schön!
Wird es endlich siegend sich erheben?
Oder wird es kämpfend untergehn?
Wird der nächste Kampf uns Freiheit geben?
Oder sollen wir vernichtet stehn?
Und vor einem Welttyrannen beben?
Um des Scheitel Leichendüfte wehn!
Ha! wenn das ist, fließe schnell mein Leben,
Denn vernichtet müst' ich's dennoch sehn!
In des Lethe kalte Fluth hinab,
Und ein Leichenhügel sei mein Grab!

An meine Braut.

I.

Du sendest einen Kranz von Blumen mir, Geliebte.
Er soll die kleine Wohnung deines Freundes zieren,
Und ringsum süße Lust in ihr verbreiten,
Wie, wenn du, Liebliche, in ihr verweiltest!
Schön prangt er in der Fülle seiner Farben!
Ein heitres Bild des jugendlichen Lebens,
Von Rosen, Nelken und Vergißmeinnicht gewunden!
O Schicksal, gönne mir nur einen Wunsch zu hegen!
Er sei, der schöne Kranz, das Bild der Zukunft mir!
So frisch und roth, wie diese Rosen blühen,
So blühe stets mir meiner Minna Liebe!
Und werde mir ein Leitstern im Gewühl des Lebens!
So lieblich, wie die Nelke, zart, bescheiden,
Des Kelches süßen Duft umher verbreitet,
So zeige stets sich meiner Minna theures Bild!
Und ebne mir den Pfad durch's ernste Leben!
Und dann so lächle noch zuletzt Vergißmeinnicht
Der Liebe schönsten Schmuck — Beständigkeit und Treue mir!
So wollen heiter wir, o Theure! durch das Leben gehn.
Es wird dein Carl dich ewig treu umfangen,
Nie wird sein Herz für eine Andre schlagen!
O schenke nur dein holdes Zutraun ihm,
Und winde so den schönsten Kranz ihm in sein Leben!

An meine Braut.

2.

Wer mir ein kleines Räthsel löst,
Der deutet meines Daseins schönstes Glück.
Mit sehnsuchtsvoller Liebe denk' ich es,
Wenn mir das Frühroth durch die Fenster blinkt,
Wenn hoch am goldnen Firmament die Sonne strahlt,
Und mir des Abends purpurfarbner Himmel lacht,
In stiller Nacht die Sterne silbern schimmern! —
Dann — immer — denk' ich's, meines Daseins schönstes Glück! —
Ein Wörtchen ist's, ein holdes! von vier Sylben,
Die erste deutet an des Herrschers Macht;
Gesprochen zu der Diener weitem Kreise,
Reiht' schnell das Wollen sich an das Vollbringen.
Wenn, unbewölkt, der Himmel heiter strahlt,
Aus schönem Aug' der Freude Blick uns lächelt,
Dann werden Beides — Aug' und Himmel — wir
Nach meiner zweiten Sylbe Namen nennen.
Die dritt- und vierte ist verschiedener Bedeutung,
Man nennt des Angesichts gewohnte Züge so,
Doch in der Kriegskunst ist es eine böse Sache,
Die, ungeahnt, dem sichern Feind Verderben bringt.
Oft muß das festeste der Werke fallen,
Wenn schnellen Flugs mein Sylbenpaar erbebet.
Das Ganze ist für mich der Inbegriff
Des Liebenswürd'gen und des Schönen, Guten,
Was mir ein holdes Schicksal hat gespendet,
Und was das schale, thatenleere Leben mir
Zum Wonnetraum hat umgeschaffen,
Und liebend mich geleitet zu der Sel'gen Himmel.
Drum ist's das Einz'ge, was ich ewig lieben werde,
Bis an des letzten Athemzugs Entschweben.
Es ist mein Glück, mein Leitstern und mein Hort,
Und kurz, es ist — ist — meine theure Wilhelmine!

An meine Braut.

3.

Zweifle nicht, an meiner Liebe!
Beſtes Mädchen zweifle nicht!
O du kennſt ja dieſe Liebe!
Drum ſo zweifle länger nicht!

Nur die Liebe darf da richten,
Wo allein nur Liebe ſpricht.
Liebend wird ſie Alles ſchlichten.
Drum, o Beſte, zweifle nicht!

Zweifle nicht an meiner Liebe!
Leiſtet Liebe je Verzicht
Auf das Glück der Gegenliebe?
Nimmermehr! drum zweifle nicht.

Kannſt du zu der Sonne ſagen:
Leuchte nicht! du himmliſch Licht!?
Nach dem Dunkel wird es tagen!
Ew'ge Wahrheit! Zweifle nicht!

Und was iſt des Lebens Sonne
Anders, als der Liebe Licht?
Ewig ſchafft und nährt ſie Wonne.
Zweifeln ſoll, wer liebet, nicht!

Eher muß in Nacht ſich wandeln,
Himmelskönigin, dein Licht,
Eh' ich ſollte treulos handeln!
Treues Mädchen, zweifle nicht!

Wird auch einſt der Himmel trübe,
Nie verliſcht der Sonne Licht,
So auch nie das Licht der Liebe!
Drum, o Minna, zweifle nicht!

An meine Braut.

4.

Hört Jungfraun, Jünglinge, hört zu!
Ich sing' ein feines Lied,
Sing' von des Herzens süßer Ruh.
Fürwahr ein feines Lied!

War 'mal ein Jüngling, brav und gut,
Liebt eine schöne Maid.
Auch sie war hold ihm, war ihm gut.
So floh sie jedes Leid.

Willst sehn, wie sehr du wirst geliebt,
Dacht' einst in seinem Sinn
Er sonder Arg; wird sie betrübt,
Weiß ich, wie sehr ich's bin!

Und sprach: ein feines Mädchen, traun!
Weiß ich zu deiner Magd.
Sie wählt' ich liebe schöne Frau'n
Und eine feine Magd.

Feins Liebchen schwieg und sprach kein Wort.
Es ward ihr bang' und schwül.
„Dein Trauter sprach kein schönes Wort!
Willst werden kalt und kühl."

„Denn ist er brav und liebt er dich,
Must du sein Alles sein!
Nie darf er fremder Schönheit sich, —
So will's die Liebe, — freun!"

So dachte sie und härmte sich
Darüber manchen Tag.
Ha! fühlt' er nur so stark wie ich!
Willst sehn, was List vermag.

„Hör, Vetter, einen schönen Mann
Hab' ich dir heut gesehn;
Ja, wahrlich! einen schönen Mann!
Das muß ich dir gestehn."

„Er war so schlank, er war so fein!
Die Wange weiß und roth!
Und — nun sein Gang — ich muß mich freun —
So g'rade, wie ein Loth!"

Den Jüngling wurmt die Rede sehr.
Er ahnet keinen Trug;
Er härmt sich, härmt sich immer mehr
Und — härmt sich nicht genug.

Sind ihr, so denkt er, da sie liebt,
Schon andre Männer schön,
Wie wirst du einst, ach! ungeliebt,
Nach — jedem Gecken! — stehn.

Nein! solches Mädchen mag ich nicht
Zu meiner lieben Braut,
Die so, mit lüsternem Gesicht,
Nach andern Männern schaut!

Drob härmt er sich gar manchen Tag.
Denn liebend schlug sein Herz
Für die Geliebte! — nichts vermag
Zu lindern seinen Schmerz.

Und als sie's sah, die schöne Maid,
Und als sie's g'nug gesehn,
Sie sprach: du Närrchen, still' dein Leid,
Es ist ja nichts geschehn!

Ich habe dich ja nur geneckt!
Das glaube sicherlich!
Auch du, ich seh's, hast mich geneckt!
So muß ich strafen dich!

Ich bin ja deine treue Braut,
Bin dir so hold und gut!
Wenn je mein Blick nach Andern schaut,
So treff' mich Hela's Gluth.

Doch ach! zu lange hatte sie
Geopfert seinem Wahn.
Er traut ihr nicht, und traut ihr nie,
Selbst auf der Tugend Bahn.

Und härmt sich drob wohl Tag und Nacht!
Denn ach! er liebt sie sehr.
Doch nichts vermag der Liebe Macht!
Der Kummer drückt ihn schwer.

Auch's liebe Bräutchen härmte sich
Noch lange! es behagt
Dem Liebchen nicht gar sonderlich,
Denkt es der feinen Magd.

Doch endlich röthet aus der Fern'
Ein himmlisch schönes Licht,
Des Glaubens heller Morgenstern,
Den Liebenden 's Gesicht.

„Es ist nur Trug; du bist geliebt
Von ihr, so zart und rein!
Sei nimmer, nimmer denn betrübt!
Sie ist ja ewig dein!"

Er sprichts; sie spricht: ja, ja, geliebt
Bin ich, so zart und rein!
Nicht bin ich, nimmer wohl betrübt!
Er ist ja ewig mein!

Und schwört am heil'gen Traualtar
Bald ew'ge Treue mir!
Wenn er bis jetzt so treu mir war,
So ist er's für und für! —

Ja, Minna, theures Mädchen! nie
Sollst du mich treulos sehn!
Sprich selber, sprich! wie könnt' es, wie?
In aller Welt geschehn?

Ich liebe dich so zart und rein!
Uns gilt hier dies Gedicht.
Willst du die Meine ewig sein,
So schau' mir in's Gesicht!

Am Grabe meines kleinen Ludwig 1823.

Ach! klagenswerth ist euer Loos,
Die ihr in frühen Tagen
Hin sinket in der Erde Schooß,
Von stillem Schmerz getragen!
Ihr küßtet, in des Lebens Traum,
Noch kaum der Freude goldnen Saum,
Und mußtet scheiden
Von allen Lebensfreuden!

So klagen, theures Söhnchen, wir
Dich, uns so früh entrissen!
An deinem Grabe stehen wir,
Und unsre Thränen fließen.
Noch gestern froh und wohlgemuth,
Verschlang dich heut des Todes Fluth!
Ob wir auch weinen,
Du wirst nicht mehr erscheinen!

Doch wo des Himmels Feuer glüht,
Der Sterne Schaaren schimmern;
Der Erde irdisch Dunkel flieht,
In seinen finstern Trümmern,
Da strahlet hehr der Hofnung Licht:
Wir scheiden, doch wir sterben nicht!
Ein Wiedersehen
Winkt uns aus ew'gen Höhen!

Sonnet.

Hier sitz' ich nun allein, und sinn' und sinne,
Was wohl die nahe Zukunft mir enthüllt!
Es strahlet von des Himmels hoher Zinne
Dem tief bewegten Sinn ein göttlich Bild.
Die Hofnung ist's! und doch — ich sitz' und sinne,
Die Brust von tiefem Gram und Schmerz erfüllt.
Denn ob ich wohl zu hoffen neu beginne,
Ich sehe nur der Heimath Lustgefild'!

Und dieses lacht mich an — mit heißem Sehnen
Erfüllt's die Brust — denn dort ist's hell und klar!
Was hier wir hoffen, was wir denken, wähnen,
Es stellt erst dort im wahren Licht sich dar.
Laß ab, o eitler Sinn, von deinen Plänen!
Sie sind ein Nichts! nur dort ist Alles wahr!

Sonnet.

Des Lebens Gang ist schwer, doch Himmelshelle
Strahlt uns herab von jenen ew'gen Höhn,
Wenn wir den Gang, gleichwie die Meereswelle,
Vom Sturm bewegt, dem Schicksal folgend, gehn.
Und reißt es uns herab mit Windesschnelle
Von unserm Port, wo wir gesichert stehn,
So wird es dennoch eine Lebensquelle
Den Duldern, die nach jenen Höhen sehn. —

Geht nicht des Lebens Gang in ew'ger Krümme?
Die, unabsehbar, sich dem Pilger zeigt,
So weit hinaus sein forschend Auge reicht!?
Und ob er auch den höchsten Fels erklimme,
Zu schauen, was so wunderbar ihm däucht,
Er sieht es nicht, und hört nur — Gottes Stimme!

Wahrscheinliches Schlussgedicht.

So überschrieb ich die nachfolgenden Strophen, als ich noch nicht glaubte, daß meine Gedichte das Licht der literarischen Welt je erblicken würden; doch wünschte ich, daß dies nach meinem Tode geschähe.

Gesammelt hab' ich, Kinder meines Geistes, euch,
Liegt nun vergessen, bis mir einst der Cherub winkt!
Er winkt — ach! oft zu schnell nur — auch dem Glücklichen!
Vielleicht, daß bald euch in das Leben ruft mein Staub!

Auch du, du Redlichster der Freunde! sangst mir ach!
Den leisen Schwanensang, den traurig düsteren,
Er hallt mir noch im Herzen! Warum mußtest du,
Der Freunde bester, auch mich lassen hier allein?

Sing' nun, o stille Muse, noch den Nachgesang
Des Grabes ihm, das tief in Dunkel schon ihn deckt!
Vermodern bald wird sein Gebein, doch in der Brust
Des Freundes lebt auf ewig sein verklärter Geist!

Wie du, o Sel'ger, noch dem Freunde lächeltest!
Als er, dich tröstend, an dem Krankenlager stand;
Des Himmels Vorgefühl lag in dem lächelnden,
Dem sel'gen Blicke, der mir ach! der letzte war.

Nun steh' ich da, so ganz allein! und suche sie,
Des Freundes Tritte, die das Grab so düster birgt.
Vergebens such' ich sie! — sie finden nur wird mich
Der Tod einst lassen, wenn er mich mit dir vereint!

In deine Arme fliehend, wenn das Lebens Tand
Im Herzen deines Freundes eine Leere ließ,
Die, peinlich, ihm das beßre Selbst ertödtete,
Fand ich sie ausgefüllt, die Leere, ach! so bald!

Wer aber wird nun ferner, wie Verklärter, du,
Des Lebens steilen Pfad mich duldend lehren gehn?
Du edler Freund bist hin! noch netzt das trübe Aug'
Des Abschieds Thräne, die ich, Bester, dir geweint.

So ist es denn gesungen, dieses Lied, das dir
Die reinste Freundschaft, diese Himmelstochter, sang.
Wenn droben auch die Seligen erfreut Gesang,
So hast du, Bester, jetzt auf mich herab gesehn!

Anhang.

I. Sinngedichte.

1.

Fürwahr! ich paßte nicht zum Fürsten oder König.
Ich liebe Ruh' und Glück, und Sorgen lieb' ich wenig.

2.

Willst du, o Sterblicher, durch Kunst
Dir hier dein bischen Brod erwerben,
So bücke dich; der Großen Gunst
Läßt dann dich Hungertod's nicht sterben.

3.

Die Jugend fliehet mit der Zeit
Und kehret nie zum zweitenmale wieder;
Doch giebt's ein Ding, es heißt der Neid,
Das schwebt verjüngt im Alter zu uns nieder.

4.

A. Wahrhaftig! mein so gutes Pferd
War mehr denn Hundert Thaler werth,
Und doch! man bot nur zwölfe mir.
B. War — ja! doch gieb dich in Geduld;
Daran wohl ist die Zeit nur schuld;
Denn Jahre zählt es zwanzig schier.

5.

A. zu B. als er bei diesem zum Besuch war, und ihm Geld borgen sollte.

Freund! ich bewundre Ihre Güte.
Mit heiterm, fröhlichem Gemüthe
Traktiren Sie mich Braten und Pasteten.
Ja, und bei Gott! ein jeder Wein
Scheint mir recht ausgesucht zu sein.
Dies, Lieber, ist ja alles nicht vonnöthen.

C. leise zu A.

Es bergen künstlich oft und fein,
Geheime Thüren die Tapeten:
Ihm ist das liebe Geld vonnöthen.

6.

A. Ja, ich gesteh' es, dieser Kohl,
Der schmecket über alles wohl.
B. Und kostet, weil er schmecken soll.

7.

Groß ist der Mensch und klein!
Groß, wenn des Geistes Auge wach die Thatkraft hält;
Klein, wenn in Todesschlaf das beßre Selbst versinkt.

II. Charaden und Logogryphen.

I.

Fünf Zeichen hat mein Wort,
Das ich mir auserwählet,
Und das nur eine Sylbe zählet.
Es herrscht in jedem ofnen Ort
Des Landes, doch nicht in der Stadt,
Wo man es nur sehr selten hat.
Streicht ihr das letzte Zeichen aus,
So ist's ein Ding, das jeder Knabe kennet,
Und das man euch als Bildungshaus
Der Jugend aller Orten nennet.
Ihr kennt es wohl, habt manche Streiche,
Ich weiß es, drinn gemacht! —
Der Arme, wie der Reiche,
Gebraucht, was dann noch bleibt,
Wenn man nun mit Bedacht
Mein Wörtchen anders leibt.
Ich nehm' ihm nemlich noch ein Zeichen.
Nun mögt ihr's selbst einmal vergleichen:
Der Fuß gebraucht's zum Weitergehn;
Doch kann er auch 'bei stille stehn. —
Nehmt ihr das letzte Zeichen fort,
Und lest dann umgekehrt das Wort,

So zeigt es euch ein reißend Thier,
Berühmt durch seine scharfe Augen,
Die recht zum schnellen Raube taugen.
Zum Schluß seht ihr das Ganze hier. —

2.

Mein Wörtchen hat vier ganze Sylben.
Die beiden Ersten sind ein Prädikat
Der hochgestellten Diener in dem Staat;
Auch nennt man so ein deutsches Kartenbild.
Was oft noch mehr als baare Münze gilt,
Das nennt die dritte meiner Sylben.
Wer sie besitzt, der hat sein Brod;
Meist scheidet beide nur der Tod.
Dem Armen nutzt sie besser, als dem Reichen.
Wer sie besitzt, dem müssen andre weichen.
Wenn du sie hast und auch die vierte bist,
Dann ist dir schon der Bart gewachsen;
Du kannst dich schlagen, schießen, baxen.
Das edle Ganze sorgt zu dieser Frist
Für Ruh' und Frieden auf dem Lande,
Doch knüpfen es noch festre Bande
An's liebe Land, das ihm sein Brod erwirbt,
So reichlich, sagt man, daß es nie verdirbt.

3.

Mein Wörtchen hat der Sylben zwei.
Die erste präsentirest du,
Wenn du bei einem Freunde
Zum Schmause eingeladen bist.
Die zweite nennt den Ort,
Der hinter'm Hause ist.
Das Ganze ist ein Haus,
Wo du mit Prinz und Bauer,
Wenn du auf Reisen bist,
Nicht selten konversirst.

4.

Das Gegentheil von Alt nennt dir die erste Sylbe;
Wo heiter uns Aurora lacht, die zweite Sylbe.
Die dritt' und vierte — unser Vaterland.
Das Ganze ist mit ihm verwandt.

Anm. des Verfassers vom Jahr 1810.

Leider hat sich diese Verwandtschaft seit den neuesten Ereignissen wieder zerschlagen. Man hat dem Stammbaum blos das P. genommen.

5.

Mein Erstes haust, wenn sich die Luft bewegt,
Bald schwach, bald stark; oft wird es uns zum Schrecken,
Wenn seine Schwingen, mächtig aufgeregt,
Sich furchtbar über Land und Meer erstrecken.
Das andre Sylbenpaar ist bei'm Studiren,
Beim Hören nöthig und beim Memoriren.
Das Ganze ist das Gegentheil vom Ersten.
Und oft zur See uns gänzlich unbequem.
Vorzüglich aber war's dem allerersten
Einst Schiffenden nicht eben angenehm.

6.

Wenn du mein Wörtchen hast, so wirst du hoch geachtet.
Doch gilt dies eben nur vom reizenden Geschlecht,
Das stets begierdevoll es zu erlangen trachtet;
Nur steht es ohne Tugend selbst den Schönen schlecht.
Mein Wörtchen umgekehrt zeigt gleiche Schönheitsgaben.
Ich wünsch' als galant homme, die Schönen möchten's haben!

7.

Wenn dich mein erstes Sylbenpaar beglückt,
Weicht jede Sorg' und Klag' von dir zurücke.

Doch wenn dich jetzt mein zweites Paar berückt,
Sind Zeichen da von einem Mißgeschicke;
Nur immer nicht, wie dies mein Ganzes lehrt,
Das oft den Reiz des ersten Paars noch mehrt.
Zwar kleidet Männer nicht mein zweites Paar,
Und ist nur schwachen Weibern, Kindern eigen;
Doch dürfen sie am heitern Dankaltar —
Nach edler That — wenn alle Worte schweigen,
Sich ohne Scheu zu diesem Paare neigen,
Denn rührend stellt sich's jetzt als Ganzes dar.

8.

Wenn du mein Erstes bist,
Dann bist du nicht mein Zweites;
Wenn du mein Zweites bist,
Dann bist du nicht mein Erstes.
Doch nach dem Sprachgebrauch
Ist Beides stets mein Ganzes,
Das dir auf Reisen oft
Den müden Leib erquickt.

9.

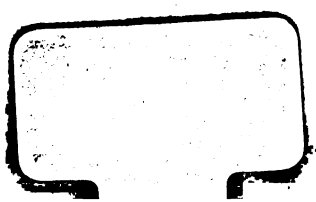
Ich bin kein seltner Gast auf diesem Erdenrunde
Und dennoch von Person euch Allen unbekannt.
Mir ist nicht Ruh', nicht Rast, ich feire keine Stunde;
Denn immer ruft mein Amt mich fort von Land zu Land.
Sehr höflich bin ich nicht, doch komm' ich stets am — Ende;
Und fall' ich meinem Wirth auch noch so sehr zur Last,
So kümmert das mich nicht, ich drück' ihm nur die Hände,
Und werde alsobald sein herzenslieber Gast.
Man hält zwar nichts von mir, sieht stets in mir den Feind,
Doch zeig' ich nach Gebühr mich bald als wahren Freund.
Denn jeder, der mich hat, fühlt bald sich mir verbunden,
Er hat den schwersten Kampf — das Leben überwunden.

Auflösung der Charaden und Logogryphen:

1. Schulz — Luchs.
2. Oberamtmann.
3. Gasthof.
4. Neuostpreußen.
5. Windstille.
6. Reiz — Zier.
7. Wonnethränen.
8. Gastwirth.
9. Der Tod.

Verbesserungen.

Seite 36 letzte Zeile lies statt ein Strom im Strom.
— 58 Zeile 4 von unten statt hinter heiter.
— 61 — 5 von unten statt Raum Ruhm.
— 68 — 6 von oben statt Wirbelschall Wirbel schallt.
— 69 — 17 von unten statt vergessenden vergessenen.
— 120 — 9 von unten statt im Dunkel in Dunkel.

Druck von E. Haase in Rathenow.

54652267